

Gottes-Sohn.com

Band 1:

Kindheit, Jugend und Mallorca

Henry Krasemann

# Impressum

Gottes-Sohn.com  
Band 1: Kindheit, Jugend und Mallorca

ISBN: 9783839132715

© 2009:

Henry Krasemann  
Wrangelstraße 36  
24105 Kiel

Telefon: 0431-6912217

Fax: 0431-6912216

Email: [Henry@Krasemann.com](mailto:Henry@Krasemann.com)

Webseite: [www.gottes-sohn.com](http://www.gottes-sohn.com)

Herstellung und Verlag:  
Books on Demand GmbH, Norderstedt

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

# Kapitel 1

## Prolog - Die Entdeckung

Lu Yi hielt sich für den größten Entdecker und Wissenschaftler aller Zeiten. Der Rest der Welt betrachtete ihn jedoch seit langem als einen Spinner. Seiner Meinung nach war das, was ihn von den anerkannten Wissenschaftlern unterschied, einzig, dass er nicht bereit war, vermeintlich feststehende Erkenntnisse der Wissenschaft anzuerkennen. Kaum war er seinerzeit an der Marschall-Universität in Huntington angekommen, schon hatte er sich mit großem Eifer daran gemacht, Blei in Gold umzuwandeln. Dass dieses im Widerspruch zu allem stand, was in seinen Lehrbüchern zu lesen war, interessierte ihn nicht. Und als er eines Tages selbst einsehen musste, dass sein Unterfangen unmöglich war, da ging er mit der tiefen Befriedigung ins Bett, es immerhin versucht zu haben. Dass es zu diesem Zeitpunkt schon niemanden mehr auf der Universität gab, der sich freiwillig mit ihm abgab, außer ein paar ‚Schein‘-geilen Studenten, interessierte ihn nicht. Für ihn gab es nur den Wunsch, zumindest eine feststehende Größe der Wissenschaft zu widerlegen - war es auch nur eine ganz kleine. Wenn ihm dies gelänge, so war er sich sicher, dann hätte er es allen Spöttern gezeigt, die nicht müde wurden, sich ihm gegenüber als ‚ernsthafte Wissenschaftler‘ aufzuspielen. Dann wäre er derjenige, der über alle lachen würde.

Nach einigen Jahren Raubbau an der Freiheit der Wissenschaft sollte sich sein Traum tatsächlich erfüllen.

Eines Morgens wachte die Welt auf, und es gab keine Zeitung, kein Magazin und keine Fernsehsendung, wo nicht Lu Yis siegesgewiss grinsendes Gesicht zu sehen war. Schlagartig war er der berühmteste Mann der Welt, oder doch zumindest auf der Erde, was natürlich nichts daran änderte, dass er tatsächlich ein Spinner war, der einfach großes Glück gehabt hatte. Doch das wusste die Welt zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Die Medien machten aus Lu Yi den größten Entdecker aller Zeiten. Endlich fühlte er sich verstanden.

Wenn er in Talkshows ankündigte, das mit dem Blei und dem Gold auch noch hinzubekommen, wurde es als der atemberaubende Humor eines großen Mannes ausgelegt. Doch es sollte kein Jahr mehr vergehen, bis Lu Yi im Central Park von New York aufgegriffen werden würde, der nackte Körper komplett mit einer schon vor Tagen hart gewordenen Nuss-Nougat-Creme überzogen und eilig stets den selben Busch mal im Kreis, mal im Viereck umtanzend.

„Es geht... es geht...“, rief er bei jeder Runde. Seine Einweisung noch am selben Abend war in den Zeitungen nur noch eine Randnotiz. Nur einige ernsthafte Wissenschaftler nahmen sie genugtuend zur Kenntnis. Sie hatten es schließlich schon vorher gewusst. Spätestens jetzt wären sie überzeugt gewesen, dass es einen Gott gibt.

Die Entdeckung Gottes durch Lu Yi hatte die Welt kurzzeitig verändert. Einige selbsternannte TV-Fachleute behaupteten sogar, dass die wissenschaftliche Leistung noch über der Entdeckung des Feuers, des Rads und des linksdrehenden Yoghurts anzusiedeln sei.

Natürlich hatten Philosophen lange vor Lu Yi versucht, die Existenz eines Gottes zu beweisen – oder auch seine Nichtexistenz. Schon Aristoteles argumentierte um 330 vor Christus, dass die Welt nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung einen Urheber haben müsse. Descartes hatte es mit Logik versucht, oder besser mit einer betriebswirtschaftlichen Kosten-Nutzen-Rechnung: Besser man glaubt an Gott, denn glaubt man nicht und es gibt ihn doch, dann hat man wirklich Pech gehabt.

Doch Dank eines Zufalls war es Lu Yi gelungen, die Tarnung Gottes auffliegen zu lassen.

Insbesondere die Kirchen vertraten die Ansicht, alles, somit auch dieses, sei auf göttliche Fügung zurückzuführen und es habe nun einmal so sein sollen. Einige waren allerdings der Meinung, dass vielmehr eine auf Routine beruhende Unachtsamkeit des im Übrigen natürlich unfehlbaren Gottes der Grund war. Hieraus jedoch den Schluss zu ziehen, dass damit der Mensch bewiesen habe, dass er Gott überlegen sei, glaubten nur

wenige stock-konservative Atheisten, die einfach nicht einsehen wollten, dass sie sich geirrt hatten.

Es war Ende des zweiten Jahrtausends der nachchristlichen Zeitrechnung gewesen, als Gott mal wieder das Bedürfnis gehabt hatte, irgendjemandem erscheinen zu wollen. Und da ihm eine einzige einsame Erscheinung, eventuell sogar vor einem Priester mit Schweigegegelübde, dem multimedialen Zeitalter nicht mehr angepasst zu sein schien, sollten es gleich zwei Dutzend Erscheinungen gleichzeitig auf der Welt sein. Mehr, als jemals zuvor. Darunter machte er es nicht.

Alles war auch wunderbar gelaufen. In den abgelegensten Gegenden hatte er mal einen Rosenstrauch hell auflodern, Flüsse aufbäumen und Blitze zucken lassen. Dabei hatte er standesgemäß in wenigen knappen Worten mit einer ehrfurchteinflößenden dunklen Stimme den Weltfrieden erbeten und war so schnell verschwunden, wie er gekommen war. Natürlich würde niemand den Beobachtern dieses Schauspiels glauben, wenn sie es sich denn überhaupt selbst eingestanden.

Und so hätte sich Gott beruhigt zurückziehen und sein nächstes Schauspiel mit noch mehr Erscheinungen vorbereiten können – wenn da nicht Lu Yi zufällig in zehn Meter Entfernung mit einer Pina Colada in der Hand gestanden hätte, als einer kleinen Gruppe Einheimischer in der Steppe Mexikos von einem halb verfaulten Kaktus der Weltfrieden angeboten wurde. Alle glaubten an einen Scherz von Kindern oder ein nicht abgeschaltetes Autoradio. Nur Lu Yi war sich spätestens nach drei weiteren Pina Coladas sicher, eine echte Erscheinung gehabt zu haben.

Lu Yi war auf Empfehlung einiger Kollegen an einer sehr weit entfernten Universität angestellt worden. Innerhalb von 24 Stunden gelang es ihm so, die kompliziertesten Apparaturen und Gerätschaften des beginnenden dritten Jahrtausend rund um den Kaktus zu postieren. Und tatsächlich entdeckte er hierbei nicht nur eine längst als ausgestorben vermutete Milbenart, sondern auch einige Reste einer seltsamen Energieentladung, die mittels noch komplizierterer Technik von der NASA bis hinauf in

den Himmel und darüber hinaus zurückverfolgt werden konnte.

Von da an ging alles ganz schnell. Schneller als dass Gott noch hätte reagieren können. Bibelforscher und Historiker stellten Listen der möglichen Erscheinungen der letzten 2000 Jahre zusammen, weitere wichtige Apparate wurden an diese Orte gebracht und an vielen entdeckte man mehr oder weniger starke Energiemuster, die denen von Lu Yi entdeckten gleichten und von der selben Stelle hinter dem Himmel herzurühren schienen.

Die Weltöffentlichkeit war schier aus dem Häuschen. Keine Woche, in der nicht Sonderbeilagen zu den großen Tageszeitungen mit den neuesten Erkenntnissen und Enthüllungen gedruckt werden mussten. Alien-Gläubige setzten sich spitze Hüte aus gold- oder silberfarbenem Papier auf. Die Welt-Kirchen organisierten Demonstrationen, um die lästerlichen Forschungen augenblicklich zu stoppen, konnten sich aber gleichzeitig vor Neueintritten kaum retten. Doch wer mochte schon vorhersagen, welche der Weltreligionen nun am Ende Recht behalten würde?

Gott war enttarnt. Alle Messungen zeigten unzweideutig, dass er da war. Nur mit äußerster Mühe gelang es ihm durch leichte Manipulation einiger Instrumente nach und nach Misstrauen bei den Menschen hinsichtlich der Forschungsergebnisse zu sähen. Irgendwann überwiegen die Rückschläge die Erfolgsmeldungen und damit verloren auch die Medien ihr Interesse an der Geschichte. Selbst in den Jahresrückblicken war es dann nur noch eine Randnotiz irgendwo zwischen Kornkreisen und Alien-Sichtungen. Nachdem die ersten Kirchensteuern von den Neumitgliedern eingezogen worden waren, schrumpften auch die Mitgliedszahlen der Religionsgruppen zügig wieder auf das alte Niveau.

Gott atmete tief durch, beziehungsweise er hätte tief durchgeatmet, wenn er überhaupt atmen würde. Auf jeden Fall war er erleichtert. Das war knapp gewesen. Doch Gott war klar, dass er sich nur einen Aufschub

verschafft hatte. Die Zeit des gelassenen Gott-Seins war vorbei. Er konnte nicht alle täuschen. Neue Lu Yis würden kommen. Welche, die keine Spinner waren. Und sie würden Geräte entwerfen, die selbst Gott nicht mehr verändern konnte, ohne aufzufallen. Doch wenn die Menschen ihn unbedingt entdecken wollten, dann sollten sie ihn bekommen.

Aber nach seinen Regeln.

## Kapitel 2

### Die Geburt

In Immanuels offiziellem Stammbaum befanden sich keine besonderen Persönlichkeiten – kein David, kein Hugenottenkönig, nicht einmal ein Heiliger. Dass sich nunmehr Gott höchstpersönlich hineinschreiben würde, das ahnte bei seiner Geburt noch keiner. Zu dieser Zeit im ausgehenden 20. Jahrhundert hatten weder sein rechtlich anerkannter Vater, noch seine rechtlich anerkannte Mutter viel mit Kirche und Glauben zu schaffen.

Nach dem Debakel mit Li Yu hatte Gott sich entschlossen, die Menschheit 2000 Jahre nach Jesus erneut mit einem Abkömmling zu beglücken. Ihm war bewusst, dass es in Zeiten der Talkshows, des Internets und Twitter sehr schwierig werden würde, die Menschen von den besonderen Qualitäten seines neuen Sohnes zu überzeugen. Es musste verhindert werden, dass er von den Medien zu einem neuen David Copperfield gemacht werden würde, der seine Ideale und Ideen vom Frieden auf Erden nicht weiter als in die Wüste Nevadas tragen könnte. Aber Gott nahm die Herausforderung an.

So kam es, dass in einem Ort im östlichen Hügelland von Schleswig-Holstein eine junge Frau mit Namen Angela durch den heiligen Geist schwanger wurde. Überraschend war diese Botschaft für die Zwanzigjährige schon und besonders für ihren damals gerade neuen Freund Kevin. War er doch das Thema Sexualität wie ein aufgeklärter Europäer angegangen und hatte stets ein Kondom benutzt. Dass er aber zu Angela halten würde, da gab es für ihn gar keine Zweifel, so dass sich Gott diesbezüglich jegliches Einmischen in die Träume des werdenden Vaters sparen konnte. Auch für Angela als angehende Krankenschwester gehörte es praktisch zum Berufsethos, das Kind zu behalten. Schon bald hatte sie Kevin dessen vermeintliches Versagen im Umgang mit Verhütungsmitteln verziehen und so freuten sie sich gemeinsam, bald Eltern eines ganz normalen Jungen zu werden. Das versprachen zumindest die Ärzte.

Die Idee einer romantischen Stallgeburt im Kreise moderner Massentierhaltung ließ Gott fallen und passte sich den modernen Gegebenheiten eines Kreissaales an. Ohne großes Aufgebot kam an einem 24.12. der stramme Immanuel zur Welt. Ganz auf jede Tradition wollte Gott dann doch nicht verzichten, auch wenn er sich durchaus trotz seines biblischen Alters zwei Geburtstage hätte merken können. Die Eltern waren übergücklich und Gott mit sich selbst zufrieden. Nach einer letzten einflussreichen Traum-Erscheinung bei Angela zur Frage der Namensgebung meinte er sich beruhigt für einige Jahre mit anderen Dingen beschäftigen zu können.

## Kapitel 3

### Der Besuch

Zu jeder Zeit gab es Menschen, die etwas mehr wussten, als ihre Mitmenschen. Menschen, denen es ohne große geistige Anstrengung gelang, den Sinn des Lebens zu durchschauen und stets wussten, wie es weitergehen würde. Menschen, die ohne jedes Medium spürten, wenn auf der Erde etwas Ungewöhnliches geschah.

Leider war ein Ergebnis ihrer Erkenntnisse über den Sinn des Lebens die Weisheit, dieses Wissen für sich zu behalten. So wurden diese Allwissenden auch keine Gefahr für das Weltgefüge. Nur ganz selten kam es vor, dass sie andere an ihrer Weisheit teilhaben ließen. Und da dann meist die, denen sie versuchten den Sinn des Lebens zu erklären, zu dumm dafür waren, um derart viel Weisheit zu verstehen, verhallten auch diese Ausbrüche ungenutzt im Nichts.

Noch viel seltener geschah es, dass mehrere derartige Allwissende sich trafen. So geschah es allerdings auf dem Eckernförder Bahnhof, als drei sich vollkommen fremde Männer mit wirren Haaren, gütigem Blick und leichtem Gepäck als einzige aus dem Zug von Kiel nach Flensburg stiegen. Für einen Augenblick verharrten sie auf dem Bahnsteig, blinzelten sich an und lächelten verhalten. Ohne ein Wort zu wechseln, stiegen sie in ein bereitstehendes Taxi.

Der Taxifahrer wunderte sich über die sonderbar stillen Fahrgäste so früh am Morgen. Die beiden, die auf der Rückbank Platz genommen hatten, waren von kräftiger Statur. Beide trugen einen wuchernden weißen Bart, der sie alt aussehen ließ, älter als sie wahrscheinlich waren. Dies wirkte besonders bei dem direkt hinter dem Taxifahrer Sitzenden in Verbindung mit seiner dunklen Hautfarbe durchaus merkwürdig.

Der Dritte, der auf dem Beifahrerplatz saß, war etwas schwächlicher und hatte makellos glatte Haut. Er war der einzige, der etwas sagte: „Zum Städtischen Krankenhaus bitte.“

Der Taxifahrer versuchte sich den Beginn seiner Schicht etwas angenehmer zu gestalten und probierte es mit ein wenig Konversation: „Wollen Sie jemanden besuchen?“

Die hinteren Fahrgäste verzogen keine Miene und überließen dem Vorderen das Reden: „Ja.“

Gedämpft war das Klicken des Blinkers zu hören. Nachdem der Fahrer das Abbiegemanöver beendet hatte, setzte er zum zweiten Gesprächsversuch an. Doch noch bevor er einen Ton herausgebracht hatte, kam schon die Antwort von seinem Sitznachbarn: „Nein, es ist nichts Schlimmes. Der Welt ist ein neuer Heiland geboren. Und den besuchen wir.“

Der Fahrer schluckte. „Aha ...“, sie fuhren vorbei an einem Mc Drive, „... und Sie sind Verwandte?“

„Wir alle sind mit ihm verwandt. Auch Sie. Er ist unser Heiland.“

Der Fahrer lachte verlegen auf: „Oh ...“. Eigentlich mochte er die Frühschicht zwischen den Festtagen. Die Leute waren um diese Zeit alle so friedlich eingestellt und auch das Trinkgeld war zumeist mehr als üppig. Aber manchmal traf man eben auch auf die, denen die Weihnachtsgeschichte und der ganze Weihrauch zu Kopf gestiegen war. Zum Glück war das Krankenhaus nicht all zu weit vom Bahnhof entfernt.

Der Schmächtige bezahlte ohne Widerworte den vom Taxifahrer genannten Preis, wohlwissend, dass dieser einen eigenmächtigen 50%-Weihnachtsaufschlag eingerechnet hatte. „Wir werden den Heiland von Ihnen grüßen, so wie Sie es wünschen“, sagte er, als er das Geld übergab. Nicht einmal diesen letzten vermeintlich witzigen Spruch ließen sie ihm.

Schnell hatten sie das Zimmer von Angela und ihrem Immanuel gefunden. Obwohl ‚gefunden‘ das falsche Wort war. Sie hatten ja nicht danach gesucht. Dass die Neonleuchte in dieser Abteilung heller leuchtete, als die der übrigen, war völlig unnötig gewesen.

Der Afroamerikaner klopfte einmal kräftig an und, ohne eine Reaktion abzuwarten, traten sie ein.

Was sich ihnen bot, war ein perfektes Familienidyll. Im Bett lag eine glückliche, aber erschöpfte Angela mit dem kleinen Immanuel im Arm. Daneben saß auf einem Plastikstuhl Kevin und lächelte sie an, während er den Kopf von Immanuel streichelte.

Als es klopfte und diese drei seltsamen Gesellen im Türrahmen auftauchten, zog er erschrocken die Hand weg. Er machte sich bereit, sein Kind mit allen Mitteln zu verteidigen, falls es notwendig werden sollte.

„Dürfen wir reinkommen?“ fragte der kräftige Hellhäutige und verwendete dabei die tiefste und beruhigendste Stimme, zu der er fähig war.

Stille.

„Wir sind gekommen, um den kleinen Immanuel zu besuchen.“ Es gelang dem Hellhäutigen sogar mit etwas Anstrengung, noch ein wenig beruhigender und gütiger zu sprechen als zuvor.

Die beiden Eltern schauten sich verduzt an, doch noch bevor eine klärende Augenkommunikation stattfinden konnte, unterbrach sie der Dunkelhäutige: „Der Immanuel ist nämlich etwas ganz Besonderes!“

So etwas hörten Eltern gern und allmählich schwand das Misstrauen.

Die drei Besucher schritten würdevoll an das Bett der Mutter. Diese legte das Kind in die daneben befindliche durchsichtige Wiege, um jedes Starren der Männer auf ihre angeschwollene Brust von vornherein zu verhindern.

Alle Anwesenden begannen zu lächeln. Doch soviel Liebe auf einmal ertrug kein Baby, nicht mal eines, das der Heilige Geist gebracht hatte. Und so schrie Immanuel so laut es seine noch kleinen Stimmbänder vermochten. Fünf erwachsene Menschen standen hilflos darum herum und wussten nichts anderes zu tun, als einen Schwall an „Gudi, Gudi“ und „Eida, Eida“ auf ihn abzufeuern, so dass das Geschrei nur noch stärker wurde.

Die drei Besucher sahen sich ratlos an und zuckten mit ihren Achseln. Es

gab Momente, wo auch ihre Weisheit versagte.  
Erst als eine hilfsbereite Krankenschwester zufällig den Radau mitbekam, das Kind einen Moment auf den Arm nahm und es wieder absetzte, kehrte Ruhe ein.

Selig schlief Immanuel ein.

Die drei weisen Männer waren verwirrt.

„Ihr Kind ist wirklich etwas ganz Besonderes“, versuchte der Schwächliche die Situation zu retten.

„Ja ja“, erwiderte Angela.

„Und man wird noch von ihm hören ...“, ergänzte der Dunkelhäutige.

„Das haben wir auch schon bemerkt“, erwiderte der Vater. Alle lachten nervös auf. Immanuel stopfte sich die rechte Hand vollständig zum Nuckeln in den noch zahnlosen Mund.

„Na dann wollen wir mal nicht länger stören.“ Der Hellhäutige fand seine gütige Stimme wieder.

„Vielen Dank für den Besuch ...“, versuchte Kevin die Situation schnell zu einem Ende zu bringen. Und mit einem letzten Blick auf das Kind, verbunden mit einem weisen Lächeln, verschwanden die drei Besucher aus dem Zimmer.

Die beiden Eltern sahen sich fragend an.

„Verwandte von dir?“ fragte Kevin.

„Nein ... ich dachte von dir ...“

Erst einige Stunden später, als auch Kevin schon längst wieder gegangen war, bemerkte Angela die drei Päckchen auf dem Tisch in der Ecke. Jedes einzelne mit je einer goldenen, silbernen und bronzenen Schleife verziert.

## Kapitel 4

### Die Taufe

Als Immanuel 40 Tage alt war, kam die Zeit, dass er getauft werden sollte. Zumindest war dies der feste Wille von Kevins Mutter, die Angela seit der Geburt mit nichts anderem in den Ohren gelegen hatte.

Gott selbst hielt nicht viel von Predigten und einem Großteil der kirchlichen Rituale. Zu Beginn mochten sie noch ganz nett gewesen sein, inzwischen ermüdeten sie ihn nur noch. Aber getauft werden sollte sein Sohn schon, schließlich galt es eine Tradition aufrecht zu halten - und dieses Mal nicht erst mit dreißig.

Leider waren Angela und Kevin bisher nicht der Meinung gewesen, dass ihr Kind getauft werden sollte. In guter antiautoritärer Tradition sollte Immanuel selbst entscheiden, ob er diesen Schritt machen wollte. Gott musste somit einen Weg finden, sie vom Gegenteil zu überzeugen.

Eine Erscheinung in Angelas Träumen schlug leider fehl. So leicht war sie nicht zu beeindrucken und die Traumgläubigkeit der Menschen war arg zurückgegangen mit den Jahrtausenden. Doch ein Gott hadert nicht mit seinen Entscheidungen hinsichtlich der Auswahl der Eltern seiner Kinder und so nahm er auch diese Herausforderung an.

Als nachdrücklichste Einwirkungsmöglichkeit bot sich Angelas Schwiegermutter an. Diese war bereits nach einer kurzen Traumbotschaft von der Taufidee begeistert. Und wie es sich für eine Schwiegermutter gehörte, blieb sie hartnäckig.

„Alle in unserer Familie sind getauft worden“, brachte sie stets als Einstiegsargument. Und ein jedes Mal konterte Angela: „In meiner Familie ist es üblich, dass die Kinder selbst entscheiden, ob sie in die Kirche wollen oder nicht!“

„Pappalapapp ...“, unterbrach die Schwiegermutter sie, wobei dieses Pappalapapp-Argument erst im Verlauf der zweiten Diskussionswochen von ihr eingeführt worden war, „... das Kind wird nicht daran sterben. So eine Feier ist doch etwas Schönes.“

„Aber eine Feier ist auch in vierzehn Jahren noch schön, und dann hat

Immanuel auch viel mehr davon. Jetzt ist das doch nur ein böser Mann in weißem Umhang, der ihn nass spritzt.“

Die Diskussion wurde lauter.

„Nun werd mal nicht atheistisch.“ Die Schwiegermutter hielt diesen Ausdruck schon für ziemlich nachhaltig und entschied sich, zur Unterstreichung ihrer Ernsthaftigkeit zusätzlich ein wenig rot anzulaufen.

„Mein Enkel wird getauft! Da führt kein Weg dran vorbei. Oder willst du, dass dein Sohn so ein wilder ...“, sie mochte es gar nicht aussprechen, „... so ein ... Atheist wird?“ Und sie legte erneut soviel Verachtung in dieses Wort, dass es Angela kalt den Rücken hinunterlief. Dass ihr die Glaubensrichtung oder auch Nichtglaubensrichtung ihres Kindes einigermaßen egal war, behielt sie zur Deeskalation lieber für sich.

So trat an dieser Stelle stets ein unangenehmes Schweigen ein.

Angela dachte dann daran, dass ein Großteil ihrer Familie längst aus der Kirche ausgetreten war und sie diesen Schritt spätestens für den Zeitpunkt fest eingeplant hatte, wenn auch sie selbst Kirchensteuer würde zahlen müssen.

Sie probierte es mit Beschwichtigungen: „Ich respektiere die Traditionen in eurer Familie. Aber Immanuel wird viel eher ein guter Christ werden ...“, sie kam sich etwas albern bei diesen Worten vor, „... wenn er die Entscheidung selbst fällt.“

Ihre Schwiegermutter wurde noch ein wenig roter und erreichte mühelos das Aussehen einer überreifen Tomate. „Quatsch. Christ-Sein hat etwas mit Erziehung zu tun. Mit Kultur. Woran soll mein Enkel denn glauben, wenn nicht an Gott? Oder willst du, dass er so ein tätowierter Rumlungerer wird?“

Auf dieses zweite Willst-Du-Dass-Argument fiel Angela regelmäßig nichts mehr ein. Ihr graute schon vor dem Tag, sollte ihr Sohn noch zu Lebzeiten der Schwiegermutter einmal öffentlich bekannt geben, dass er schwul sei, oder Schauspieler werden wolle, oder beides. Wie konnte man bloß so altmodisch sein?

Immanuel fing an zu schreien und Angela war dankbar für die Unterbrechung.

Die Taufe wurde schließlich auf Mitte März terminiert.

Eilig wurden zwei Taufpaten gefunden, Verwandte und Gäste eingeladen und ein Taufmenü zusammengestellt. In einer nur mäßig besuchten Kirche in Eckernförde an einem regnerischen Sonntag traf man sich schließlich zur Taufe.

Auch Gott ließ sich das Ereignis nicht entgehen. Er war in den letzten Jahrhunderten nicht häufig bei Gottesdiensten anwesend gewesen. Sie waren ihm einfach zu langweilig geworden. Immer die gleichen Reden, die Betroffenheit und schlecht gesungenen Lieder, die einzig aus zahllosen Variationen von Tonfolgen auf Ausdrücke wie „Preiset den Herrn“, „Lobet den Herrn“, „Herr oh Herr“ oder „Dein Herr Dein Hirte“ bestanden.

Aber an diesem Tag wollte er dabei sein. Und so erschien er der Taufgesellschaft als ganz normaler Mensch mit heller Jacke und schwarzem Schlapphut, wie frisch aus einem Humphrey Bogart Film entsprungen – altmodisch, aber schick. Keiner beachtete ihn in dieser Verkleidung und so konnte er unerkannt auf einem der hinteren Bankreihen Platz nehmen.

Viel hatte sich verändert. Lautsprecher fanden sich dort, wo früher gekreuzigte Jesusse hingen. Alles war rechtwinkliger, sogar die Wandzeichnungen und Glasornamente, die jede Art von Gesichtszug vermissen ließen – wie ein riesiges Bilderrätsel von „Malen nach Zahlen“ auf den Kinderseiten der Bäckerblume.

Allmählich füllte sich die Kirche, ohne dass die Gefahr bestand, dass sich jemand zu Gott in dessen Sitzreihe verirren würde. Wäre es nicht Gott, hätte man es für einen Hauch von Nervosität halten können, als er leicht unkoordiniert in dem vor ihm liegenden Gesangsbuch blätterte.

Ein schlecht kopierter DIN-A4 Zettel stellte den näheren Ablauf des Gottesdienstes vor. Genaue Anweisungen wurden gegeben, wann man sich zu erheben hatte, wann wer sang und wann Stille zu herrschen hatte. Der Zettel endete mit den verheißungsvollen Worten: „PastorIn: Segen

– Gemeinde: Amen“.

Gott überlegte sich kurz, ob er nicht doch noch zwischendurch ein paar Wunder an weit entfernten Orten würde erledigen müsse, besann sich sodann jedoch auf seine Rolle als Vater und Vorbild und blieb sitzen.

Eine laut kreischende Orgel riss ihn aus seinen Gedanken. Die wuchtigen Kirchtüren waren inzwischen ins Schloss gefallen und würden sich allem und jedem mit aller Kraft in den Weg stellen, der es wagen würde, vor „Segen – Amen“ diesen heiligen Ort zu verlassen. Gott fröstelte es etwas, auch wenn er eigentlich gar nicht zu solchen Gefühlen fähig war. Wie erstaunlich, dass trotz Verstärker und Expressionismus die Erfindungen der Heizung, Wärmedämmung und des Wasserklosetts noch keinen Einzug in den zentraleuropäischen christlichen Glauben genommen hatten – zumindest nicht in die zugehörigen Sakralbauten.

Der Pastor, ein hagerer kleiner Mann mit Vollbart, stimmte das erste Lied an und blieb auch bis zu dessen Ende die einzige vernehmbare Stimme – sah man von dem kleinen Immanuel ab, der von so viel Festlichkeit und schiefer Stimme aus seinem seligen Schlaf in Angelas Armen hochgeschreckt worden war. Trotz aller Schalltechnik war es selbst dem Duo Pastor - Orgel nicht möglich, diesem Geschrei auch nur ansatzweise etwas entgegenzusetzen. Der Pastor holte alles aus seiner Kehle heraus, erste Schweißperlen glitten von seiner Stirn. Und dem unaufmerksamen Zuhörer wäre es beinahe entgangen, dass das erste Lied zwischenzeitlich beendet war.

Gott sah mit seinem allsehenden Auge, wie sich die Gesichter der meisten Kirchgänger aufhellten, dank dieser erfreulichen Schrei-Abwechslung des Täuflings im Allerlei der Sonntagspredigt. Und auch Gott lächelte gütig und ein wenig hämisch. Das erste Mal war er wirklich stolz auf seinen Sohn. Angela und Kevin jedoch war die wachsende Anspannung anzumerken. Angela brauchte gar keinen Blick zu ihrer Schwiegermutter werfen. Sie fühlte die bohrenden Augen auf sich, die nichts anderes ausdrücken konnten, als abgrundtiefe Verachtung gegenüber ihren Erziehungsmethoden. Erst Tonnen von Geschaukel, Gezische und Liebe konnten Immanuel etwas beruhigen. Doch der weiße Programmzettel verhiess nichts Gutes. Das nächste Lied drohte.

Immanuel hatte die übernatürliche Kraft, noch weitere vier Gesänge niederzubrüllen. Gott war froh, doch zwischenzeitlich zur Ablenkung keinem Eskimostamm als Feuerseule erschienen zu sein, und genoss das Schauspiel in vollen Zügen.

Mit aller Gütigkeit, zu der der Pastor an diesem anstrengenden Sonntagmorgen noch fähig war, bat er nunmehr die junge Familie zu sich hinauf. Erste Blitze zuckten durch das Kirchenschiff, das kratzende Summen eines ausfahrenden Objektivs war zu vernehmen. Pech für den Patenonkel von Angela, der bei einigen Fotos Gott am Rand mit auf den Bildern gehabt hätte. Sein Film war längst überbelichtet, bevor er überhaupt den Auslöser betätigen konnte. Gott war eben etwas fotoscheu.

Das Zeremoniell näherte sich seinem Höhepunkt. Gerade setzte der Pastor an, den Taufakt zu vollziehen und tauchte seine rechte Hand ins Taufbecken, als es erst quietschte, dann krachte, dann wieder quietschte und schließlich wummerte. Die schweren Kirchtüren waren mit erstaunlicher Wucht aufgestoßen worden, an die angrenzende Wand geknallt, zurückgeschleudert, erneut krachend ins Schloss gefallen und hingen nun noch leicht vibrierend da, als wäre nichts geschehen. Die einzige Veränderung war eine alte Frau, die den kurzen Moment zwischen Aufstoßen und Zufallen genutzt haben mußte, um durch das Portal hindurchzuschlüpfen. Sie verharrte nun mit ernster Miene am Anfang des Kirchenschiffs.

Die gesamte Taufgesellschaft starrte sie an und sie starrte Immanuel an. Es war kaum vorstellbar, dass diese Frau, die sicherlich schon weit über 80 Jahre alt war, die schweren Flügeltüren so malträtiert haben sollte. Ihr Gesicht bestand vollständig aus Falten. Ihr dünnes weißes Haar hing in schweißverschmierten Strähnen am Hinterkopf hinunter. Dabei trug sie ein schmutzig graues Hemd, das ihr bis unter die Knie reichte. Gichtige Finger lugten verstohlen aus den viel zu langen Ärmeln hervor.

Zielstrebig setzte sie sich in Richtung Taufbecken in Bewegung. Ihre langsamen ächzenden Schritte ließen viel Zeit für Gemurmel und Wispern zwischen den Bänken. Nur Gott sah ihr eher gelangweilt hinterher. Er kannte sie und er wusste, was nun folgen würde. Hatte er dieses Schauspiel doch schon mal über sich ergehen lassen müssen.

Es gab immer wieder Menschen auf der Welt, die waren selbst ohne unmittelbares Einwirken von Gott (sofern man annahm, dass dieses überhaupt möglich war) anders als andere. Diese Menschen konnten mehr Dinge sehen, als eigentlich für Menschen zugeordnet waren. Insbesondere was Gott und sein Umfeld anging, hatten sie erstaunliche Einblicke. Selbst Gott konnte sich dieses nicht erklären, was natürlich nichts an seiner Allwissenheit und Allmacht änderte. Und manchmal konnten diese Menschen ziemlich nervig sein. Insbesondere, wenn Gott mal wieder einen listigen Plan ausgeheckt hatte, um einen besonders gelungenen Wunder-Effekt zu inszenieren, konnte er sich beinahe sicher sein, dass einer von diesen anders-als-andere-Menschen von irgendwoher auftauchte und die ganze Show kaputt machte. Diese Menschen hatten nichts anderes zu tun, als ihr ganzes Leben lang wie ein Groupie Gott und seinen Taten hinterherzureisen, um aller Welt zu beweisen, wie toll sie sind und dass sie mehr wissen als alle anderen. Allerdings war Gott nicht bekannt, dass auch nur durch einen dieser ‚Seher‘ die Welt auf irgendeine Art besser geworden wäre. Sie polterten herein, erzählten allen, die es hören wollten und auch denen, die es nicht hören wollten, die Pointen von Gottes geplantem unerklärlichem Handeln und machten sich sogleich auf, Selbiges folgende Woche irgendwo anders erneut zu veranstalten.

Und diese alte Frau dort, die sich inzwischen bis auf drei Meter an das Taufbecken herangequält hatte, war eine von ihnen. Nun verharrte sie einen Moment lang, drehte sich zu der Taufgesellschaft um und, unmerklich für alle übrigen, nickte sie Gott zu, wie zur Begrüßung eines alten Kumpels. Gott musste sich zusammenreißen, um die Großmütigkeit in seinem Gesichtsausdruck zu wahren. Diese Propheten waren ihm zu tiefst zu wider.

Tief vergrub Gott sein Gesicht in seinen Händen, als die Frau zu sprechen begann. Es schien, als wollte er jeden Eindruck zerstreuen, er könnte mit ihr irgendetwas zu tun haben. Von vielen Prophezeien war die Stimme der Frau rauh aber auch sehr leise geworden. Nur die unmittelbar in ihrer Nähe platzierten Taufgäste bekamen eine Ahnung davon, was sie wisperte. Und so wirkte ihr erster Satz eher ironisch, zumindest für die, die ihn aus dem Grundrauschen der Kirche entschlüsseln konnten:

„Und so höret meine Worte! Mein Name ist Simeon.“

Gott flüsterte leise vor sich hin: „Und ich bin ein Nachfahre des Simeon von Jerusalem“.

Die alte Frau erhob ihre Stimme: „Und ich bin ein Nachfahre des Simeon von Jerusalem.“ Die, die sie verstanden hatten, sahen sich rätselnd an. Welcher Zweig der Verwandtschaft mochte dieser Simeon sein?

Durch starke Willenskraft und Mobilisierung ihrer letzten Reserven schaffte sie es, den Radius der Hörbarkeit ihrer Stimme um 2 Meter zu erweitern: „Die Rettung für uns alle ist nah!“ Gott schüttelte den Kopf. Diese Sprüche hatten schon vor 2000 Jahren nur Kopfschütteln hervorgerufen. Aber niemand der Propheten schien auch nur auf die Idee gekommen zu sein, auf ein ‚der / die / das Sonstwas ist nah‘ bei seiner Vorstellung zu verzichten.

Die Wirkungslosigkeit ihrer Worte schien die alte Frau nicht zu kümmern und so fuhr sie fort: „Gott selbst hat mir die Gewissheit gegeben, dass ich noch vor meinem Tod den von ihm versprochenen Retter mit meinen eigenen Augen sehen werde.“

‚Das ist glatt gelogen‘, dachte Gott. Aber Gott war sich in seiner Unfehlbarkeit sicher, dass wenn er jetzt aufspringen und laut ‚das habe ich nicht‘ rufen würde, er nicht zur Klärung der Situation beitragen würde.

Simeon setzte sich wieder in Bewegung. Keiner machte Anstalten, sie

aufzuhalten. Der Pastor ging allem Anschein nach davon aus, dass es sich um eine Verwandte der Taufeltern handelte. Er hatte von seiner Position aus nur Bruchstücke der Flüsterworte verstanden. Und so dachte er sich nichts dabei, als er zum Schrecken von Angela und den übrigen umherstehenden Personen sogleich auf die ausgestreckten Arme von Simeon einstieg und ihr Immanuel hinüberreichte.

Sie guckte das Kind an, sich des Umstands sehr wohl bewusst, dass dieser Moment sehr kurz sein würde und sprach im Stil eines stimmlosen ‚Zu Risiken und Nebenwirkungen‘-Sprechers: „Herr, du hast dein Versprechen gehalten! Nun kann ich in Frieden sterben.“ Gott horchte auf. „Denn ich habe mit eigenen Augen gesehen, dass du dein rettendes Werk vor aller Welt begonnen hast.“ Die letzten Worte gingen schon im Tumult um die Entreißung von Immanuel aus ihren Händen unter. Sowohl Angela als auch ihre Schwiegermutter hatten im selben Moment den inneren Drang verspürt, Immanuel retten zu müssen. Nur ein beherztes Eingreifen des Pastors verhinderte die Auskugelung entweder eines Arms oder eines Beines des Kleinen.

Simeon ließ sich ohne Gegenwehr von einem Cousin von Kevin aus der Kirche geleiten. Ihre Worte von Aufrichtung und Fall, innersten Gedanken und einem scharfen Schwert gingen in dem leisen Schlürfen ihrer Schritte ungehört unter.

Dass, als der Cousin die Kirschentür öffnete, um Simeon in den kalten Märzvormittag zu entlassen, schon die nächste Prophetin davor stand und diese Situation zum unbemerkten Hineinschlüpfen nutzte, ließ Gottes Stimmung nicht steigen.

Diese Prophetin, die sich Hanna nannte, war noch älter und gebrechlicher als Simeon. Und zum Leidwesen aller Anwesenden war sie auch noch schlechter zu Fuß. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sie zum Altar geschlichen war. Zumindest war ihre Stimme besser zu verstehen und so kam sie zwar noch dazu, sich vorzustellen und irgendetwas von „seit fast

fünfzig Jahren keinen echten Mann mehr gehabt“ zu faseln. Ihre dabei umherwandernden lüsternen Blicke bemerkte aufgrund der praktisch bis zum Unterlid reichenden Stirnfalten nur Gott, der verkrampft zur Decke schaute, als würde ihn das aufgemalte Bildnis eines goldenen Kalbes wirklich interessieren. ‚Lass es schnell vorübergehen‘, sprach Gott lautfrei zu sich selbst.

Dieses Mal nahm sich ein Onkel von Angela der Sache an. Hannas Lobpreisungen an Gott wurden vom allgemeinen Tumult des Hinausgeleitens geschluckt. Gott tat so, als würde er von allem nichts bemerken und starrte noch gebannt auf eine Strichmännchenzeichnung unter der in krickeliger Schrift „Aaron“ geschrieben stand. Erst als er hinter sich das Schloß der Tür scheppern hörte, traute Gott sich den Blick zu senken. Beruhigt stellte er unter Einsatz seiner göttlichen Fähigkeiten fest, dass im Umkreis von 5 Kilometern kein weiterer Prophet zu erkennen war.

So konnte das Zeremoniell ungestört fortfahren. Der Pastor atmete tief durch, Immanuel hatte das Schreien wieder aufgenommen, Angelas Schwiegermutter schleuderte böse ‚Du bist an allem schuld‘-Blicke in Richtung ihrer Schwiegertochter und Gott belegte sicherheitshalber sämtliche Kirchentüren mit einem kurzfristigen Unbeweglichkeitsbann. Alle Anwesenden wollten merklich die Angelegenheit so schnell wie möglich hinter sich bringen. Der Pastor fuchtelte eilig mit etwas Weihwasser über Immanuels Kopf herum, der Segen Gottes wurde empfangen, zwei weitere Lieder unter Weglassung des Vorspiels gesungen und dann war es vorbei.

Eilig machten sich alle zum vorbereiteten Mittagessen in einer nahegelegenen Gastwirtschaft oder zur nächsten Wundervollbringung auf. So schnell waren alle verschwunden, dass keinem der weiße Krankenwagen auffiel, der eine allem Anschein nach sehr verwirrte alte Frau transportierte, die beim nahegelegenen Sky-Markt sämtliche Kunden und Angestellte im Kassenbereich mit der Geschichte von einem Kind, der angeblich der Erlöser sei, belästigt hatte.

## Kapitel 5

### Immanuels Kindheit

Im Abstand von einigen Monaten schaute noch der eine oder andere Prophet bei Immanuel vorbei und erzählte zu den unpassendsten Gelegenheiten zuerst seine eigene Geschichte und dann die von einem Heiland, der angeblich in der Nähe sei. Zum Glück waren die Propheten stets unter Abgesang von Gottespreisungen so schnell wieder verschwunden, wie sie aufgetaucht waren. So fand man sich in Immanuels Umfeld damit ab. Es gab eben im Zuge der wachsenden Arbeitslosigkeit und Armut auch immer mehr Irre in Deutschland.

Immanuel wuchs ansonsten wie ein normaler Junge auf. Zwar war er bei allem, vom ersten Zahn, den ersten Laufversuchen, dem ersten Wort bis hin zum ersten echten Klogang und dem Fahrradfahren ohne Stützräder, immer etwas früher dran als seine Altersgenossen. Aber diese Abweichung von der Norm hielt sich in annehmbaren Grenzen. Weitere Auffälligkeiten gab es zunächst für Verwandte und Bekannte nicht. Dies lag auch an Gott, der neben seinen sonstigen Tätigkeiten stets ein waches Auge auf seinen Sohn hatte. Dieses war auch notwendig, denn Angela und Kevin waren zwar gute Eltern, die sich bemühten, ihren Sohn nach bestem Wissen und Gewissen zu erziehen, ohne diesen all zu schnell auf den Fernseher und die Kindergartenkumpels abzuschieben. Doch auch Tonnen von Holzspielzeug, zahllose Zoobesuche und konsequentes Nicht-bestrafen-sondern-Fehler-einsichtig-machen lehrten ihm nicht die Benutzung von göttlichen Fähigkeiten. Selbst wenn sie etwas davon geahnt hätten, hätten sie kaum gewusst, wie man neben dem richtigen Gebrauch einer Zahnbürste auch den zweckmäßigen Einsatz von Wundern beibringt.

Gott war somit in den ersten Jahren vor allem damit beschäftigt zu verhindern, dass Immanuel etwa nur deswegen, weil er ein Spielzeug nicht bekam, dieses sich selbst aus einem Schnuller erschuf. Ahnungslose Freunde der Familie mussten davor beschützt werden, dass Deformationen ihres Körpers unterbunden wurden, die drohten, nur weil sie Immanuels

Drängen nach Auf-den-Arm-nehmen oder Ballspielen nicht unverzüglich nachkamen.

Die meisten der ersten Versuche Immanuels beim Einsatz seiner Fähigkeiten wurden so im Keim erstickt. Gott hatte nur wenige Wunder durchgehen lassen und dieses auch nur, weil er, wie fast jeder Vater, Dinge durchgehen ließ, die entweder besonders ‚süß‘ waren, oder andernfalls außergewöhnlich viele Tränen bedeutet hätten. So hatten zwei Goldfische, die Immanuel zu seinem fünften Geburtstag bekommen hatte, innerhalb von zwei Wochen drei Wiederauferstehungen über sich ergehen lassen müssen. Dies ließ Gott zu, obwohl absehbar war, dass die Sättigung des Aquariumwassers mit geeignetem und ungeeignetem Futter jeweils keine längere Überlebenschance als 48 Stunden zuließ. Auch die mittige Trockenlegung einer Badewanne durch Teilung des Schaumwassers, das zu Immanuels Leidwesen leicht zu kalt gewesen war, wurde von Gott erst mit einem Schmunzeln gestoppt, als Angela nachgucken kam, weshalb ihr Sohn so vor Freude quiekte.

So spürte Immanuel mit steigendem Alter und wachsender Einsichtsfähigkeit, dass etwas bei ihm anders war als bei seinen Spielkameraden. Und als er eingeschult wurde und sich für Gott schnell herausstellte, dass er beinahe vollständig damit beschäftigt war, Lehrer und Mitschüler vor den Gefahren von Immanuels Lernstress zu schützen, beschloss er, Immanuel einen Lehrmeister zur Seite zu stellen.

Das Problem war nur, dass es hier nicht um die Vermittlung einer asiatischen Kampftechnik ging, für die es Massen an weißbärtigen Großmeistern auf der Welt gab, die darauf brannten, ihre Kenntnisse der wissbegierigen Jugend zu vermitteln. Zwar gab es viele hunderttausend Menschen, die sich nach ihrer Vorstellung Gott verschrieben hatten und nun vor allem zu Weihnachten, Ostern und zu Familienfesten die Lehren Gottes verbreiteten. Jeder davon wusste wie toll und unsagbar klug die Wunder von Gott waren, doch keiner hatte auch nur im Entferntesten eine Ahnung, wie und wann man sie selbst vollbrachte bzw. wann gerade nicht.

Hatte Gott in diesem Dilemma kurzzeitig erwogen, selbst den Kontakt zu seinem Sohn zu suchen, hielt er dieses nach reiflicher Überlegung doch noch für zu früh. Und so machte er sich auf die Suche nach einem geeigneten Gotteslehrer.

## Kapitel 6

### Teuger

„Hallo“, sagte Gott zu der Gestalt vor ihm, „ziemlich windig hier oben“.

Die Gestalt fuhr erschrocken herum und hätte dabei beinahe das Gleichgewicht verloren.

Gott tat naiv fürsorglich: „Pass auf, sonst fällst du noch runter.“

Die Gesichtszüge der Gestalt verfinsterten sich. Der Schreck wich der Wut: „Das ist auch der Sinn“, murmelte die Gestalt abwesend und drehte sich wieder um.

Die Gestalt war ein etwa 50 Jahre alter hagerer Mann mit buschigem halblangem Haar, der am höchsten Punkt des Laboer Ehrenmahls stand. Zwei Drittel seiner Füße hatten Halt auf der Absperrungsmauer, die Fußspitzen hingen frei über knapp 100 Meter Abgrund. Der Mann hieß Johann Teuger, war bis vor fünf Jahren evangelischer Pastor in einer Randgemeinde von Kiel gewesen und hatte eigentlich an diesem Morgen beim Aufstehen den festen und unumstößlichen Entschluss gefasst, seinem Leben aus für ihn sehr einleuchtenden Gründen ein Ende zu setzen.

Vor zehn Minuten hatte es begonnen zu nieseln, was der Standfestigkeit des Johann Teugers nicht entgegen kam. Eine kleine Windböe ließ ihn zusätzlich etwas schwanken.

„Ich würde das nicht tun, wenn ich du wäre. Sieht ziemlich sinnlos aus“, sprach ihn Gott an, der die bewährte Gestalt des Humphrey Bogart von Immanuels Tauffeier angenommen hatte und lässig gegen ein fest installiertes Aussichtsfernrohr lehnte.

Johann Teuger fuhr erneut herum und brüllte Gott sichtlich entnervt an: „Erstens: Was fällt Ihnen ein, mich zu duzen. Zweitens: Sie sind nicht ich. Drittens: Was mich betreffend sinnlos ist, entscheide ich und viertens: Hauen Sie ab und lassen Sie mich allein. Ich springe sonst.“

Gott lächelte ihn an: „Das willst du doch eh machen, oder?“

Teuger stutzte kurz. „Das geht Sie gar nichts an. Und wie kommen

Sie hier überhaupt rauf? Der Turm ist doch schon seit einer Stunde geschlossen.“

Gott lächelte ihn nur an.

„Ist auch egal ...“, Teugers Stimme wurde wieder etwas ruhiger. „Sie halten mich vom Springen nicht ab!“ Und wie zum Beweis bewegte er seine Füße einige Millimeter zusätzlich über den Abgrund.

Gott lächelte ungerührt weiter.

Noch einmal versuchte es Teuger mit einem Quäntchen mehr Flehen in seiner Stimme: „Bitte gehen Sie. Ich möchte allein sein.“

Gott lächelte provozierend penetrant.

„Auch gut ...“, murmelte Teuger. „Ihr Problem!“ Er atmete einmal tief durch, machte einen weiten Schritt nach vorne und fiel 80 Meter in die Tiefe. Als der Betonboden so nah kam, als könne er ihn greifen, schloss er die Augen und erwartete den Aufprall.

Nichts passierte.

Er spürte zwar, dass er etwas Hartes berührte, doch hatte er mit Gewaltigerem gerechnet. Zumindest einen kurzen Schmerz hätte er doch fühlen müssen. Und dass er sich über derartige Dinge überhaupt noch Gedanken machte, verblüffte ihn umso mehr.

Als Teuger sich nach weiteren endlosen zwanzig Sekunden traute, die Augen zu öffnen, lag er bäuchlings auf der feuchten Absperrungsmauer und starrte in das selbstzufriedenste Lächeln, das er je gesehen hatte.

„Das Wort ‚sinnlos‘ hatte ich erwähnt, oder?“ fragte Gott.

Teuger entschied sich, logische Erwägungen auf eine unbestimmte Zeit später zu verschieben. Zunächst zog er es vor, sich wieder aufzurappeln,

mit Gesicht und Beinen Richtung Abgrund auf der Mauer sitzen zu bleiben und verwirrt zu gucken.

Gott nahm neben ihm Platz und beide starrten sie einige Minuten in das trübe Wetter über dem Meer. Zwei mal holte Teuger Luft, um etwas zu sagen, gab sein Vorhaben aber jeweils kurz vor der Bildung des ersten Lautes wieder auf.

„Ich brauche einen Lehrer für meinen Sohn“, durchbrach Gott als Erster die Stille.

Teuger drehte seinen Kopf leicht in seine Richtung. Es wirkte, als würde er durch Gott hindurchschauen.

„Du fragst dich sicherlich, weshalb du hier sitzt und nicht den Beton dort unten verschmierst.“

Teuger nickte unmerklich. Nur sehr langsam wagten sich erste Gedanken zurück in seinen Kopf.

Gott verschob die Gestaltung seines Lächelns mehr in Richtung Gütigkeit: „Du sollst ein paar Antworten von mir bekommen. Zu erstens: Genau genommen hast du mit dem Duzen angefangen, schon vor längerer Zeit. Zu zweitens: Da könnte man länger drüber diskutieren. Zu drittens: Sinnlosigkeit kann durchaus objektiv bestimmt werden ... nun ja, eigentlich gibt es ja Leute, die behaupten, dass alles auf Gottes Erden ...“, er hüstelte kurz, „... einen Sinn habe. Zu viertens: ...“, er lächelte wieder einen Tick schadenfreudiger, „... ich glaube die Sache hat sich überholt. Und die Frage, wie ich hier hochgekommen bin, beantwortet sich hoffentlich von selbst, wenn ich erwähne, dass ich Gott bin.“

Es trat eine etwa dreißig sekundige Pause ein, in der rein gar nichts passierte. Dann fügte Gott hinzu: „Was auch erklären sollte, weshalb wir hier sitzen und du nicht gerade oben an meine Tür klopfst ... ähm ... bildlich gesprochen natürlich.“ Gott zwinkerte Teuger aufmunternd zu. „Noch weitere Fragen?“

Teuger starrte nur leer durch Gott hindurch. Gott gab ihm eine Ohrfeige.

Das laute Klatschen und ein pochender Schmerz in seiner linken Wangengegend brachten Teuger allmählich wieder dazu, erste wieder als solches erkennbare Gedanken zu fassen. Noch einmal traf Gottes Rechte seine linke Wange. Teugers Gedanken nahmen dramatisch an Klarheit zu.

Mit einer Kraftanstrengung sondergleichen rief er sich die letzten Sätze zur genaueren Analyse zurück ins Präsenzgedächtnis. Er drehte sich zu Gott um, grinste irre und ließ sich sachte nach vorne in Richtung Abgrund und Betonboden kippen. Er fiel erneut 80 Meter, dieses Mal mit weit geöffneten Augen.

Dann lag er wieder auf der Mauer auf der Spitze des Ehrenmals.

„Du bist nicht sehr unterhaltsam“, stellte Gott fest, den Triumph in seiner Stimme kaum verbergend. „Du hast Glück, dass bei dem Wetter keiner deine beiden Abflüge bemerkt hat. Das wäre sonst eine weit größere Arbeit und so etwas hebt meine Laune nicht gerade. Ich mag sowieso nicht, wenn man mich auf die Probe stellt – du verstehst?“

Teuger verstand natürlich überhaupt nichts. Er erwog kurz, sich ein drittes Mal von der Mauer abzustößen, dieses Mal mit mehr Kraft. Als er Gottes schüttelnden Kopf sah, als wüsste dieser genau, was Teuger gerade dachte, verschob er diesen Plan auf später.

„Sie ... also du bist Gott?“ fand er seine Stimme wieder und legte soviel Spöttelei hinein, wie ein Mensch in der Lage war, der gerade zwei eigentlich sehr erfolgsversprechende Selbstmordversuche hinter sich hatte.

„Jupp“, bestätigte Gott.

„Gut ...“ Zwei Minuten Stille. „Aha ...“ Weitere zwei Minuten ohne einen Laut. „Und wieso sollte ich das glauben?“

Gott sah ihn vorwurfsvoll an.

„Du meinst ...“, fuhr Teuger fort „... nur weil ich zwei Mal von einem hundert Meter hohen Turm springe und kurz vor dem Aufprall urplötzlich wieder auf dem Turm liege, soll ich das als Beweis nehmen, dass du Gott bist?“

Gott nickte.

Auch Teuger nickte: „Okay, es ist ein Argument.“ Er schien über etwas nachzudenken.

Gott unterbrach ihn dabei: „Wie gesagt, du sollst meinen Sohn unterrichten. Er lebt hier in der Nähe, ist beinahe sieben Jahre alt und hat nicht die geringste Ahnung von Gotteskräften. Das ist eine Gefahr für ihn, aber vor allem auch für seine Umgebung. Daher habe ich dich dafür ausgesucht, ihn behutsam auf das Dasein eines Gottes-Sohns vorzubereiten. Besser als da unten auf mehreren Quadratmetern verstreut zu liegen, ist das doch alle Mal, oder?“

Teuger war davon nicht überzeugt: „Hmm ... also angenommen, du bist tatsächlich Gott. Nur einmal angenommen ... nicht dass ich als Priester an dir zweifeln möchte. Aber nur einmal angenommen ... warum dann einen selbstmordgefährdeten, offensichtlich labilen, seit zwei Jahren bekennenden Atheisten für die Aufgabe auswählen?“

„Die Frage ist durchaus berechtigt“, erwiderte Gott nach allen Regeln der Rhetorik. „Ich habe mir die Entscheidung auch nicht leicht gemacht.“ Gott verharrte kurz. „Aber ich wusste natürlich sofort, dass du der Richtige bist. Ich wollte gerade keinen Vorzeige-Pastor. Die wissen zwar rudimentär ein paar Dinge über das Gottsein – sehr rudimentäre Fakten – aber die sind zusätzlich auch noch ziemlich verbohrt. Du bist anders. Du, nun ja, ‚glaubst‘ nicht alles unüberlegt, nur weil es irgendwo geschrieben steht.“ Gottes Gesichtsausdruck wurde ernster. „Es wird sehr viel geschrieben ... Was meinst du kommt heraus, wenn du über viele Jahre ununterbrochen Stille-Post spielst und dann das letzte, was du im Kopf hast, aufschreibst? Richtig, sehr viel wirres Zeug. Dass du da den Glauben an mich verloren hast, kann ich dir nachsehen.“

„Aha ...“, hakte Teuger ein und seine Miene verfinsterte sich. „Da war aber auch noch die Geschichte mit meiner Frau, wie du sicherlich weißt. Warum musste sie so elendig bei diesem Unfall sterben? Ebenso wie meine Tochter?“ Teuger sah Gott vorwurfsvoll an. „Wenn etwas sinnlos ist, dann das. Das hat nichts damit zu tun, was sich ein Paulus oder ein Matthäus so zusammengereimt hat. Das hat damit zu tun, dass man sich in solchen Situationen sehr einsam fühlt ... gottverlassen einsam.“

Und wenn man dann merkt, dass man wohl sein halbes Leben auf das falsche Pferd gesetzt hat, dann kann auch ein Pastor zum bekennenden Glaubensgegner werden.“

Teuger holte tief Luft. Fordernd starrte er auf Gott und brüllte gegen den aufkommenden Sturm an. „Warum sagst du nichts? Du sollst doch angeblich allwissend sein. Fällt dir darauf nichts ein? Das soll in dem Fall einen Sinn gehabt haben? Eine von den Sinnhaftigkeiten, von denen wir Menschen angeblich nichts verstehen können, weil doch die Wege des Herrn ach so unergründlich sein? Bin ich also einfach zu doof dafür, in dem Tod meiner Frau und meiner Tochter, den wichtigsten Menschen, die ich je hatte, deine großartige Liebe wiederzuentdecken? Und so ein Idiot soll deinen Sohn unterrichten?“

Gott verharrte ungerührt, bis sich die Atemstöße des Mannes neben ihm abflachten.

„Ich weiß ...“, sagte er ruhig, „... und ich kann dich gut verstehen.“

Die Ruhe in Gottes Stimme regte Teuger nur noch mehr auf. Doch noch bevor er erneut losbrüllen konnte, legte Gott sanft seinen rechten Zeigefinger auf Teugers Lippen.

„Du hast recht“, sprach Gott weiter. „Der Tod von deiner Frau und deiner Tochter hatte keinen Sinn, wie so viele schreckliche Dinge in jeder Minute keinen Sinn haben. Auf die Idee, die Schuld dafür einem anderen in die Schuhe zu schieben, nämlich mir, und dann sogar noch zu behaupten, dass das eigentlich etwas Gutes deshalb haben müsse, können auch nur Menschen kommen. Meine Idee war das sicherlich nicht. Aber der einzige Grund dafür, dass Ungerechtigkeiten passieren, ist, dass es so ist. Die Welt tickt eben so. Natürlich habe ich die Macht, Dinge zu verändern. Aber wenn ich bei jedem Ereignis einschreiten würde, das ungerecht erscheint, dann wäre die Welt nicht mehr die, die du kennst. Fast alles hat für einige Menschen auch etwas Unangenehmes. Und nimmt man nur die extremen Fälle, bleibt pro Minute noch eine genügend hohe Anzahl übrig, um damit beim Eingreifen ständigen Einfluss auf alle Menschen auszuüben.“

Gott machte eine bedächtige Pause, bis er das Gefühl hatte, dass Teuger tatsächlich begann, über seine Worte nachzudenken. „Außerdem bin ich auch nur ein Gott und wer sollte mir das Recht gegeben haben, mich überall einzumischen?“ Gott erkannte noch in dem Moment, als er diesen Satz aussprach, dass er damit einiges von der Wirkung der vorherigen Sätze wieder zunichte gemacht hatte. Insbesondere wenn man sich die Ereignisse der letzten halben Stunde ansah.

„Götter sind auch nicht absolut perfekt“, dachte er bei sich und war eigentlich doch ganz froh, dass sein Image ein anderes war. Zumindest solange von den Menschen alles zu seinen Gunsten ausgelegt wurde.

„Kurz: ...“, resümierte Gott, „... was passiert ist, ist passiert – auch schreiende Ungerechtigkeit. Und meine Aufgabe ist es nicht, alles Schlechte zu verhindern. Dazu gibt es davon zu viel. Was nichts daran ändert, dass ich dein Leid verstehen kann.“

Teuger strafte Gott nur mit einem resignierenden Blick ab. „Vielleicht hast du Recht. Was passiert ist, ist passiert. Man sollte die Vergangenheit ruhen lassen“, murmelte er vor sich hin und Gott war sich sicher, dass seine Überzeugungsarbeit noch nicht vollständig zum Adressaten durchgedrungen war.

Gott wechselte das Thema: „Machst du den Job?“

„Habe ich eine Wahl?“

„Natürlich hast du eine Wahl“, Gott hätte sich gewünscht, überzeugender zu klingen. „Du machst es oder du lässt es. Du hast die einmalige Chance, das Schicksal der Welt mitzubestimmen. Du kannst dir vorstellen, dass mein Sohn das Potential hat, die Welt zu verbessern.“

Gott klang stolz. „Und du kannst maßgeblich daran mitwirken. Ich würde dich nicht fragen, wenn du nicht der Beste dafür wärst. Aber du kannst es selbstverständlich auch lassen. Dann bin ich augenblicklich verschwunden, du kannst springen und wirst endlich eines der großen Rätsel der Menschheit für dich lösen, was wirklich passiert, wenn man stirbt ... wenn du das wirklich so schnell erfahren willst. Dass du dann vor einer silbernen Himmelsforte oder etwas Ähnlichem stehst ...“,

Gott zog die Augenbrauen hoch als hätte er gerade etwas ausgesprochen Lächerliches gesagt, „... muss ja nicht die wahrscheinlichste Möglichkeit sein ...“ Gott wusste, dass dieses nicht fair war. Aber er war eben auch Vater und Väter wollen nun einmal das Beste für ihre Kinder, koste es, was es wolle.

Teuger schien den Bluff von Gott jedoch durchschaut zu haben. Dennoch hatte ihn die Geschichte neugierig gemacht. „Ich kann mir den Kleinen ja mal anschauen. Heute war eh kein guter Tag zum Sterben.“

Gott sah zufrieden aus. „Dann ist es abgemacht?“ fragte Gott und hielt Teuger fordernd seine geöffnete rechte Hand hin. Teuger zögerte kurz. „Du bist ja auch in der Zeit, in der ich jetzt bei dir bin, nicht blind geworden“, beruhigte ihn Gott.

Ein kräftiger Händedruck durchwedelte die Nass-Kälte des anbrechenden Abends. Allmählich wurde es dunkel. Diese erste echte Berührung zwischen Gott und einem Menschen nach vielen tausend Jahren dauerte nur wenige Sekunden. Dann stieß Teuger sich mit einem Jauchzer von der Mauer ab und rauschte zum dritten Mal an diesem Tag an der Mauer des Laboer Ehrenmals hinunter. Gott ließ sich dieses Mal besonders viel Zeit. Er hasste es, auf die Probe gestellt zu werden. Und doch bestärkte es ihn nur in der Gewissheit, die richtige Entscheidung gefällt zu haben.

## Kapitel 7

### Die Lehre beginnt

Es galt für Gott, das Problem zu lösen, dass Immanuel regelmäßig Teuger treffen konnte, ohne dass es nach Verführung Minderjähriger aussah. Vor 2000 Jahren führte ein Verschwinden auf Jahrmärkten noch nicht zu landesweiten Fahndungen und man konnte nach einem Crashkurs im Gottes-Sohn-Sein den Jungen bequem wieder bei religiösen Menschen absetzen. Viele Fragen wurden dann nicht mehr gestellt. Diese Zeiten waren jedoch spätestens mit dem Einzug der modernen Medien vorbei und auch ein Gott musste da andere Wege einschlagen.

Die Lösung war Klavierunterricht. Dass Teuger absolut unmusikalisch und über drei Blockflötenstunden in der Grundschule nie hinausgekommen war, störte dabei nicht. Schließlich war Immanuel Gottes Sohn. Dem musste man das Klavierspielen nicht beibringen. Die Aufgabe war es mehr, ihm klar zu machen, dass er nicht schon beim ersten Vorspielen Schönbergs Opus 19 Nr. 4 perfekt präsentierte. Understatement war notwendig.

Doch bis dahin war noch einige Logistik erforderlich. Erneut nutzte Gott die Schwiegermutter von Angela als Medium. Es brauchte nur eines Mittagsschlaftraums von adrett gekleideten kleinen Chopins, die bei tosendem Applaus auf einer Weihnachtsfeier spielten; sie besuchte noch am selben Nachmittag Angela zu Hause, um ihr spontan die praktisch nicht zu überschätzende Bedeutung von Klavierstunden mitzuteilen. Angela hielt dem Trommelfeuer von Argumenten gerade fünf Tage stand. Schließlich gab sie ihre Pläne von einem autark über seine musische Zukunft entscheidenden Kind auf, nahm noch im Beisein der Schwiegermutter die örtlichen Gelben Seiten zur Hand und telefonierte die dort verzeichneten Klavierlehrer ab. Dass die ersten fünfsechsterweise nicht zu erreichen waren, war das Glück des Sechsten.

Am darauf folgenden Montag stand sie mit Immanuel in Teugers

Wohnung.

Teuger hatte an diesem Tag keinen schönen Morgen gehabt. Wie ein aufgeschreckter Stier war er unmittelbar nach dem Aufstehen durch sämtliche Zimmer gestürmt und mußte erkennen, dass nahezu alle über viele Geburtstags- und Weihnachtsfeiern angesammelten Kunstdrucke mittlerer Preisgruppe Portraits von Brahms, Mozart, Bruckner und einem kleinen unteretzten Mann, den er noch nie gesehen hatte, gewichen waren. Der Fernseher und ein Teil der Sitzgarnitur im Wohnzimmer waren durch einen riesigen weißen Flügel ersetzt worden, dessen Deckel halb geöffnet war, als wollte er ihn hämisch zur Begrüßung angrinsen. Und seine fein säuberlich in den Zimmerecken drapierten Sammlungen von „Der Spiegel“ und Stiftung-Warentest-Heften waren nun Stapel vergilbter Notenblätter. Ein Blick auf das Türschild, das nunmehr neben seinem Namen noch einen Notenschlüssel aufwies, hatte ihn mit der schrecklichen Gewissheit konfrontiert; es war tatsächlich noch seine Wohnung. Stoßgebete in dieser Situation wären nur als Bestätigung aufgefasst worden und so unterließ er sie.

„Dies ist der kleine Immanuel. Wir hatten ja telefoniert.“ Angela zog den Jungen einige Meter weiter in die Wohnung hinein, sich einen Moment lang wirklich dem Gedanken hingebend, es könnte das Beste für das Kind sein. „Schön haben Sie es hier“, fuhr sie fort, das Gezerre an ihrem Arm so gut wie möglich ignorierend.

Teuger grummelte etwas, das ganz und gar nicht wie eine Bestätigung klang. Angela achtete nicht darauf: „Ich komme dann in einer Stunde und hole ihn wieder ab. Du wirst sehen, Immanuel, es wird dir riesigen Spaß machen. Ich weiß das, ich hatte auch Klavierstunden.“ Ihre Worte klangen nicht sehr überzeugend. Aber noch bevor Immanuel reagieren konnte, war sie auch schon wieder draußen und verschwunden.

Teuger und Immanuel starrten einige Sekunden lang stumm die soeben krachend ins Schloss gefallene Haustür an.

Immanuel spürte, dass die Situation dem fremden Mann neben ihm genau so unangenehm war, wie ihm selbst. Das beruhigte ihn.

„Willst du eine Cola?“ brach Teuger das Eis. Immanuel nickte. „Gut, dann setz dich schon mal ins Wohnzimmer. Ich komme sofort.“

Als Teuger das Wohnzimmer betrat, saß da ein kleines siebenjähriges Häufchen Elend auf einem viel zu niedrig eingestellten Schemel vor dem Klavier und starrte ihn ängstlich an.

Teuger stellte die beiden Gläser mit Cola auf dem Wohnzimmertisch ab. „Dazu kommen wir später. Setz dich erst einmal hier zu mir. Wir müssen reden.“

Zögernd erhob Immanuel sich und schlurfte zur Sitzgarnitur hinüber, den Blick von Teuger meidend.

„Kann es sein, dass du gar keine Klarvierstunden haben willst?“ fragte Teuger ihn, als sich beide gesetzt hatten und sich nach den Cola-Gläsern streckten. Immanuel nickte. „Gut“, Teugers Stimmung besserte sich. „Ich hab darauf auch keine Lust. Ich kann nämlich gar nicht Klavierspielen.“

Immanuels Gesichtsausdruck wurde nicht glücklicher, aber interessierter.

„Ich meine, wahrscheinlich würde es großartig klingen, wenn ich mich jetzt einfach an das ...“, Teuger schrie die nächsten Worte so laut, dass Immanuel erschrocken zusammenzuckte, „... überhaupt nicht in diese Wohnung passende Klavier dort drüben setzen und losspielen würde“, seine Stimme beruhigte sich wieder. „Aber das wäre nicht ich, der da spielt. Na ja, wahrscheinlich wäre schon ich es, der spielt, aber ich würde es gar nicht können, obwohl es so klingen würde, als könnte ich es. Verstehst du mich?“ Teuger war sich der Sinnlosigkeit der Frage bewusst. Immanuel nickte verschüchtert.

Teuger fuhr fort: „Ich befürchte, dass du das noch nicht verstehst. Aber deshalb bist du ja hier, damit ich dir ein paar Dinge erklären kann. Und die haben zu deinem Glück überhaupt nichts mit Noten und Tasteninstrumenten zu tun. Das ist doch schon mal was, oder?“

Immanuel nickte erneut. Hilfesuchend scannten seine Augen nach Türen und Fenstern.

„Ich habe mir überlegt, dass es das Beste ist, gleich mit der Wahrheit

zu beginnen. Ich halte nicht viel davon, lange um den heißen Brei herumzureden. Wir überspringen sozusagen den Klapperstorch und die Blumen und Bienchen.“ Immanuel machte nicht den Eindruck, als wenn er verstünde, was Teuger sagte. Teuger ließ sich davon nicht beeindrucken.

„Weißt du, wer Gott ist?“

Immanuel nickte.

„Dann beschreib ihn mal.“

Immanuel erkannte, dass dies eine Stelle war, die er nicht mehr mit Kopfnicken überwinden konnte. Teuger sah ihn aufmunternd lächelnd an. Immanuel duckte sich einige Zentimeter, schluckte zweimal und flüsterte: „Gott wohnt im Himmel und guckt zu uns runter.“

Zu seinem Schrecken hörte das aufmunternde Lächeln des Mannes neben ihm nicht auf. „Und wenn ich artig bin, dann ist Gott auch artig zu mir.“

Immanuel kam langsam in Fahrt. „Und er weiß alles und sieht alles und wer nicht an ihn glaubt, der kommt nicht in den Himmel.“ Angela hatte es nicht gänzlich verhindern können, dass ihre Schwiegermutter einige Male ihren Sohn zum Babysitten übernommen hatte.

„Okay. Das ist doch schon mal ein Anfang“, log Teuger. „Du weißt also auch, dass Gott besondere Kräfte hat, mit denen er wundersame Dinge machen kann. Oft zum Wohle der Menschen.“ Mehr Lobpreisung konnte Gott nicht von ihm verlangen.

Immanuel war froh, wieder nur nicken zu dürfen.

„Und du bist Gottes Sohn und hast viele dieser Kräfte auch.“

Immanuel nickte unaufhörlich weiter, wie ein Psychiater, der es für ratsam hielt, seinen Patienten nicht zu unterbrechen.

„Hast du mich verstanden?“

Ungerührtes stetiges Nicken.

Teuger sah seine Schocktherapie gescheitert. Dann mußte eben Plan B her.

„Hast du manchmal das Gefühl, Dinge zu können, die andere in deinem Alter nicht können?“ fragte Teuger. Immanuel stellte das Nicken ein und sah ihn mit großen Augen an. Der Junge schien nachzudenken.

Nachdem drei Minuten lang nichts passiert war, unterbrach ihn Teuger im Denkprozess und half etwas nach: „Kannst du dir vorstellen, dass dieses Cola-Glas dort schweben kann?“ Teuger griff nach dem Glas vor ihm und hielt es demonstrativ mit zwei Fingern in Höhe von Immanuelns Gesicht. Dieses Mal schüttelte Immanuel den Kopf.

„Du musst nur fest daran glauben. Konzentrier dich und stell dir vor, wie dieses Glas hier schwebt. Denk nur an das schwebende Glas und an nichts anderes“, beschwor ihn Teuger. Es lag ihm auf der Zunge etwas von ‚Du musst Eins werden mit dem Glas‘ zu sagen, ließ es aber wegen zu viel Pathos sein.

Immanuel startete ihn fragend an.

„Doch, glaub mir. Dieses Glas kann schweben, wenn du es nur willst. Probier es aus. Guck das Glas an.“ Immanuel guckte Teuger an. „Guck das Glas an“, wiederholte Teuger energischer. „Fixier das Glas“. Er war sich nicht ganz sicher, ob Immanuel wusste, was Fixieren war, aber immerhin sah er nun auf das Glas. „Denk an schwebende Gläser. Dieses Glas wird ganz leicht. Siehst du, wie leicht das Glas wird?“ Immanuel regte sich nicht, wie auch das Glas keine Regung zeigte. „Es wird immer leichter. Ich spüre es. Je länger du darauf schaust und an das schwebende Glas denkst, umso leichter wird es in meiner Hand.“ Immanuel schien sich nun tatsächlich auf das Glas zu konzentrieren. „Wie eine Feder, so leicht wird das Glas. Und wenn ich es jetzt loslasse, dann wird es weiter schweben, hier direkt vor deinen Augen. Es wird schweben, als wenn ich es noch an unsichtbaren Fäden halten würde. Kannst Du sehen, wie es schwebt? Dann lasse ich es jetzt los.“ Teuger ließ das Glas los und, ohne zu zögern, sauste es zu Boden, ditschte zwei mal wie ein klirrender Flummie auf, zersplitterte in tausend Teile und hinterließ einen großen braunen Cola-Fleck auf dem Teppich. Teuger nahm sich vor, von nun an solche Übungen nur noch mit leeren Pappbechern auszuprobieren.

Beide starrten auf den Fleck zu ihren Füßen.

„Na ja, für einen kurzen Moment sah es so aus, als hätte es sich halten können ...“, beruhigte sich Teuger. Immanuel war sich trotz seines jungen

Alters nunmehr sicher, es mit einem Irren zu tun zu haben und wollte nur noch Eines. „Ich will zu Mama“, schrie er und sprang auf.

„Sie kommt ja gleich und holt dich ab. Aber hör mir bitte erst einmal zu“, versuchte Teuger ihn zu beruhigen. Doch Immanuel hörte ihm nicht zu: „Ich will zu Mama. Sofort!“ schrie er noch lauter und erste Schluchzgeräusche gesellten sich hinzu.

„Nun beruhig dich doch. Ich will dir doch nichts Böses“, schrie nun auch Teuger und tat damit das Seine, die Überzeugung bei Immanuel zu festigen, dass er hier sofort weg musste.

„Mama!“ schluchzte Immanuel und rannte in Richtung Tür. Teuger stürmte ihm hinterher, das zweite Cola-Glas ebenfalls umstoßend und zu Boden befördernd. Beide Flecken vereinigten sich.

Der Zufall wollte es, dass die Wohnzimmertür klemmte. Teuger wollte sie schon lange repariert haben, hatte sich aber mit der Zeit so an das Klemmen gewöhnt, dass er befürchtete, sie im Fall einer Reparatur beim ersten unachtsamen Hinausgehen aus den Angeln zu reißen.

Immanuel wusste hiervon natürlich nichts. Und als sich die Tür nicht beim ersten Ziehen öffnete und auch hektisches Rütteln nichts half, packte ihn die nackte Panik. Er schrie und tobte und riss in Rage immer mehr an der Tür. Dass Teuger ihn von hinten packte und von der Tür wegzuzerren versuchte, trug nicht zur Deeskalation der Lage bei. Ganz im Gegenteil erreichte die Todespanik bei Immanuel nunmehr ihren Höhepunkt. Teuger hatte ihn gerade einen Meter von der Tür weggeschleift und brüllte etwas wie „Nun beruhig dich doch“ und „Sei bitte ruhig, ich will dir doch nichts Böses“, als es einen ohrenbetäubenden Knall gab, feiner weißer Staub die Sicht behinderte und Kalkgeruch das Zimmer durchflutete.

Stille kehrte ein, als sich allmählich der Staub lichtete. Wo sich gerade noch die Tür befunden hatte, klaffte nunmehr ein weites, nahezu perfekt rundes Loch. Von der Tür war nichts mehr zu sehen außer eines Häufchens brauner Holzspäne, in dessen Mitte sowohl ein Messing-Imitat-Schloss wie auch ein Türgriff lagen. Daneben türmten sich an beiden Seiten

ähnlich hohe Häufchen aus Resten von Kalk, Stein, Leim und Tapete auf. Das Bild von Beethoven war heruntergefallen.

Teuger war der Erste, der sich aus der Lethargie des Schreckens befreite: „Das mit dem schwebenden Glas hätte ich bevorzugt ...“

Immanuel sah Teuger schuldbewusst an, auch wenn er nicht ganz sicher zu sein schien, ob er wirklich der Urheber des Lochs in der Wand war. Teuger versuchte ihn zu beruhigen, vermied es aber, den Jungen erneut zu berühren: „So etwas kann passieren, wenn man sich nicht unter Kontrolle hat. Zumindest kann es Kindern mit Gotteskräften passieren. Wollen wir uns nicht doch wieder setzen und ein wenig darüber reden? Dir ist schon klar, dass derartig pulverisierte Türen und zerlegte Wände nicht zum normalen Quengel-Repertoire eines Siebenjährigen gehört, oder?“

Immanuel folgte ihm widerstandslos zum Sofa. Teuger fegte mit der Hand den Staub vom Polster und beide setzten sich. Eine kleine Staubwolke stob hervor und Teuger hoffte inständig, dass Gott sich seiner Verantwortung für Taten seines Sohnes bewusst war.

„Was ist passiert?“ fragte Immanuel mit heiserer, vom Staub belegter Stimme. „War das wirklich ich?“

Teuger lächelte ihn väterlich an. „Ich befürchte ja. Du bist eben etwas ganz Besonderes. Okay, jedes Kind ist wahrscheinlich etwas ganz Besonderes. Meine Tochter war auch etwas ganz Besonderes ...“ Teuger zwang sich den Satz ohne Pause weiterzuführen, „... aber du hast Kräfte, von denen du wahrscheinlich nicht einmal jetzt auch nur ansatzweise eine Ahnung hast. Zumindest vermute ich das, denn dein Vater ...“, er machte eine bedeutungsschwangere Pause, „... nämlich Gott, hat mir nicht viel dazu verraten. Er hat mich gebeten, dich ein wenig dabei zu unterstützen, deine Kräfte zu erkennen und zu kontrollieren. Solche Löcher wie dieses ...“, er nickte dorthin, wo vor einigen Minuten noch seine Wohnzimmertür gewesen war, „... findet eigentlich niemand wirklich toll. Daher haben wir uns diese Klavierstunden ausgedacht. Da kannst du regelmäßig vorbeikommen und ich kann dir ein paar Dinge über das Gottsein erklären. Was hältst du davon?“

Immanuel hatte nicht die geringste Ahnung, was er davon halten sollte.

Aber die Ereignisse der letzten Minuten ließen sich nicht wegdenken und er spürte schon einige Zeit lang, dass er Kräfte haben könnte, die andere nicht hatten. Dennoch klang das alles für einen Siebenjährigen, selbst wenn er göttlichen Ursprungs war, sehr sehr seltsam.

„Warum willst du das machen? Hast du denn auch solche – äh – kannst du denn auch solche Dinge machen?“ fragte Immanuel und fand, dass es eine gute Frage war, um entscheiden zu können, ob er diesem seltsamen Mann trauen sollte oder lieber nicht.

„Das ist eine gute Frage“, bestätigte ihn Teuger. „Nein, ich habe diese Fähigkeiten nicht. Ich bin ein ganz normaler Mensch. Aber ich habe mal Theologie gelernt und war mal Pastor und habe daher einige kluge Bücher gelesen, die sich mit Gott beschäftigen. Wahrscheinlich hat mich dein Vater deswegen hierfür ausgesucht. Obwohl, so richtig weiß ich es auch nicht. Aber er wird schon seine Gründe gehabt haben. Und so viele andere Götter und wirkliche Gotteskinder mit Sonderfähigkeiten wirst du auf der Erde nicht finden.“

Immanuel schien dieses tatsächlich ein wenig zu beruhigen.

„Ist denn Papa nicht mein Papa?“ bohrte Immanuel nach.

Teuger stockte. Er versuchte ein möglichst nachdenkliches Gesicht zu machen. „Doch, wahrscheinlich schon.“ Er fand sich nicht sehr überzeugend. „Ich meine, ich weiß es nicht genau, wie die technischen und biologischen Vorgänge waren. Gott war, was das anging, nicht sehr gesprächig. Dein Papa ist sicherlich auch irgendwie dein Vater. Du hast eben zwei Väter.“ Teuger stockte erneut. „Ist das nicht eigentlich toll? Da bekommt man dann doppelte Weihnachtsgeschenke ...“ Teuger lächelte, musste aber aus Immanuels Gesichtsausdruck ablesen, dass dieser das durchaus ernst zu nehmen schien. „Ich meine das natürlich als Witz. Ich weiß nicht, ob Gott Weihnachtsgeschenke macht ...“ Teuger wusste, dass er albern klang. „Ist ja auch egal. Darauf kommt es auch gar nicht an. Du hast besondere Fähigkeiten und musst lernen, damit umzugehen. Nach der Ansicht von Gott soll ich das machen und nicht deine – äh – Eltern. Die sollen wohl erst einmal gar nicht erfahren, dass du diese Fähigkeiten hast. Kurz: du kommst regelmäßig zu den Klavierstunden zu mir, wir machen alles außer Klavierspielen und zu Hause erzählst du

allen – wirklich allen – dass du tolle Klavierstunden hast. Okay?“

Immanuel war die Sache noch immer nicht geheuer. Aber er war neugierig darauf geworden, was das ganze bedeuten sollte. Wie die meisten anderen Siebenjährigen war Immanuel von Superhelden begeistert. Die Aussicht, eventuell selbst einer zu sein, war da natürlich sehr verheißungsvoll. Dieses überwand seinen Skrupel gegenüber dem seltsamen Mann.

„Okay“, bestätigte Immanuel zaghaft.

Teuger streckte ihm seine rechte Hand entgegen: „Dann ist es abgemacht. Kein Wort zu niemandem. Und Löcher in Wänden bis auf weiteres nur nach Aufforderung. Außerhalb dieses Hauses bist du ein ganz normaler Junge.“

Immanuel bewegte seine Hand nur sehr zögerlich. Doch Teuger kam ihm auf halben Weg entgegen, ergriff sie und schüttelte diese so wild, als müsste er sich selbst etwas beweisen.

Es klingelte an der Haustür.

Teuger und Immanuel zuckten zusammen und rissen die Hände auseinander.

„Du kannst wahrscheinlich noch nicht die Unordnung hier bereinigen?“ fragte Teuger und war eher beruhigt als Immanuel dieses durch ein energisches Kopfschütteln verneinte. Wer weiß was herausgekommen wäre, hätte der Junge es versucht.

„Auch gut. Dann müssen wir eben schnell sein.“

Es klingelte erneut.

Die beiden bahnten sich einen Weg über die Kalk- und Holzreste in den Flur. Teuger nahm kurz Maß für die richtige Position, um möglichst viel von dem Wohnzimmerzugang zu verdecken und deutete Immanuel die Tür zu öffnen.

Angela beachtete weder Teuger noch dessen Wohnung, sondern fixierte einzig ihren Sohn mit weit ausgebreiteten Armen. „Na Kleiner. Lass dich drücken und erzähl, wie es war.“

Immanuel stürmte, wie ihm geheißen war, auf seine Mutter zu und wurde

sogleich aufs Innigste geherzt und geknuddelt.

„Es war eine sehr schöne Klavierstunde“, sprach Immanuel wie auswendiggelernt. Doch Angela achtete nicht auf irritierende Kleinigkeiten. Zu sehr entsprach dieser Satz ihrer Hoffnung, als dass sie sich mit Zweifeln belasten wollte.

„Das freut mich sehr“, sagte sie umso ehrlicher. „Dann nächste Woche gleiche Zeit?“ Zum ersten Mal sah sie Teuger an, der etwas unnatürlich ausgebreitet zwischen den Flurwänden hing.

„Sehr gerne“, bestätigte dieser.

Angela drehte sich zum Gehen um, immer noch Immanuel fest umklammernd, als sie sich noch einmal Teugner zuwendete: „Ach ja. Ich kann doch sicherlich einmal kurz Ihr Bad benutzen, oder?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, hangelte sie sich geschmeidig an dem verdutzten Teuger vorbei, passierte eine frisch erschiene, nur angelehnte, etwas abgewetzte Wohnzimmertür und verschwand in dem daneben gelegenen Bad.

Als Teuger einige Minuten später, nachdem sich Angela und Immanuel endgültig verabschiedet hatten, erneut sein Wohnzimmer betrag, waren zu seiner Enttäuschung die Klavierlehrausstattung, wie auch die Cola-Flecken und die zerbrochenen Gläser weiterhin vorhanden.

„Wenn du schon dabei warst, hättest du das auch noch bereinigen können“, schrie er laut an die Decke. Doch die Decke antwortete nicht. Den Rest des Tages verbrachte Teuger außerhäusig in einigen seiner Lieblingskneipen. Er bedauerte es, dass er seinen Kneipenkumpeln, die sonst nur so depressive Geschichten von ihm gewohnt waren, nicht erzählen konnte, dass er an diesem Tag eigentlich ganz zufrieden mit sich war.

## Kapitel 8

### Klavierstunden

Es war 03:15 Uhr, als das Telefon klingelte. Als es um 03:30 Uhr trotz angeschlossenem Anrufbeantworter noch immer zu hören war, entschied sich Teuger doch dafür ranzugehen.

„Wer um Gottes willen ...“, polterte er los.

„Dir auch einen schönen guten Morgen“, erklang die sanfte Stimme von Gott.

Doch Teuger konnte er so nicht beruhigen. „Weißt du eigentlich, wie spät es ist?“

„Ja.“

Teuger wurde ungehalten: „Warum nutzt du das Telefon?“

Gott spielte verwundert: „Warum sollte ich das Telefon nicht nutzen?“

„Weil ... weil ... ein Gott telefoniert nicht. Das passt nicht. Du erscheinst Leuten als brennender Busch oder auf einem Berg. Du sprichst einfach. Moses hast du doch auch nicht auf seinem Handy angerufen.“

„Der hatte noch kein Handy. Das ist schon einige Jahrtausende her.“

„Werd jetzt nicht spitzfindig ...“

„Wäre es dir lieber gewesen, eine Stimme hätte einfach plötzlich zu dir gesprochen?“

„Ja ... nein ... ich weiß auch nicht. Ich bin gerade eingeschlafen gewesen ... Was willst du?“

Gott ließ eine Sekunde der Besinnung verstreichen. „Es war keine gute Idee, Immanuel gleich die ganze Wahrheit zu erzählen.“

„Er kann damit umgehen“, sagte Teuger bestimmt.

„Er ist sieben Jahre alt.“

„Aber er ist Gottes Sohn. Wäre es dir lieber, er entdeckt seine Kräfte zufällig bei einem Schulausflug in einen Atomkraftwerk?“

„Nein. Aber so ist es auch nicht gut. Kinder in diesem Alter wollen spielen. Kennst du einen Siebenjährigen, dem du etwas verbietest und der es nicht gerade deswegen doch tut? Ich kann gar nicht so schnell die Folgen seiner Versuche wieder bereinigen, bis er schon etwas Neues ausgeheckt hat.“

„Oh ...“ Teuger wurde leiser. „Das tut mir leid.“

„Mir auch. Kannst du dir vorstellen, was es für ein Aufwand ist, ganze Lehrerkollegien zurück aus der Sahara zu holen, nur weil der Buchstabe W mit dem Wort ‚Wüste‘ erklärt wurde? Außerdem soll sich auch noch niemand mehr daran erinnern können. Dematerialisierte Mädchentoiletten sind dagegen noch eine unbedeutende Fingerübung. Ich habe auch noch andere Dinge zu tun, als mich ständig um Immanuel zu kümmern. Beim letzten Mal war das alles einfacher.“

„Es ist dein Sohn“, konterte Teuger. „Und Väter haben Verantwortung. Ich sollte ihn in die Lehre nehmen, nicht sein Babysitter sein.“

In der Leitung knackte es. Dann kam ein Besetztsymbol. Teuger starrte ungläubig den Hörer an.

„Es geht hier nicht um Schuldzuweisungen. Du weißt, dass du da gegen mich den Kürzeren ziehen musst“, sagte der Gummibaum.

Teuger zuckte erschrocken zusammen. Das Telefon knallte auf den Boden und der Akku sprang knackend heraus.

„Ich habe schon alles arrangiert“, fügte Gott hinzu.

Teuger setzte sich. Ihm schwante Böses. „Ich höre ...“

„Spontan wurde ein Schulkonzert wegen des Besuchs der englischen Königin kommende Woche angesetzt.“

„Die englische Königin besucht eine Grundschule in Eckernförde?“

„Ja. Sie schuldet mir noch etwas. Ist schon einige Zeit her ... Und Immanuel soll Klavier spielen. Was für ein Zufall, oder?“ Gott schien zu lachen. Es klang aber eher so, als wenn ein hohler Baumstamm einen Abhang hinunterrollte. Dumpf und bedrohlich. Teuger ignorierte es. „Er hat für den Rest der Woche frei bekommen, damit er üben kann.“

„Und das kommt keinem seltsam vor?“

„Nein. Warum auch? Wann ist hier schon mal eine echte Königin vorbeigekommen. Und Prinz Charles und die Kinder ...“

„Dicker ging es nicht, oder?“

„Nicht viel ... aber so denkt keiner nach. Genial, oder?“

Teuger schwieg.

„Wie auch immer ...“, fuhr Gott fort. „Immanuel kommt morgen um 08:00 Uhr zum Unterricht. Vier Tage Crashkurs. Das reicht, um ihn zu

beruhigen, oder?“

„Nein.“

„Nein?“

„Nein! Ein Kind ist doch kein Angestellter, dem man in einem Wochenendkurs die Grundzüge der Aufgaben eines Datenschutzbeauftragten einpaukt.“

„Du kriegst das schon hin!“

„Unmöglich“, schrie Teuger den Gummibaum an. Doch der Gummibaum schwieg. Auch nach weiteren „Unmöglich“-Attacken blieb er still.

Mit den Nerven am Ende trottete Teuger zurück ins Bett. Doch Schlaf fand er diese Nacht nicht mehr.

Pünktlich um 08:00 Uhr klingelte es an der Tür.

Kurzes Geplänkel mit Angela über das heutige Bildungssystem und wie albern doch Königshäuser in der heutigen Zeit seien, dann saßen Teuger und Immanuel wortlos auf dem Sofa im Wohnzimmer und starrten das Klavier an.

„Welchen Teil unserer Abmachung, dass du deine Fähigkeiten nicht draußen einsetzen sollst, hast du nicht verstanden“, fragte Teuger schnippisch.

Immanuel zog es vor, schuldbewusst zu schweigen.

„Ich kann ja verstehen, dass es dich reizt, das alles auszuprobieren. Ich war ja auch einmal jung.“ Es erschrak ihn, dass er tatsächlich einmal so etwas sagen würde. Plötzlich fühlte er sich unendlich alt. „Wie soll ich dir das begreiflich machen? Du hast diese Fähigkeiten ja nicht zum Spaß. So etwas muss man sinnvoll einsetzen!“

Immanuel wachte auf. „Wieso denn nicht? Ferdinand aus meiner Klasse kann toll ganz viele Bälle in die Luft werfen und das macht er auch nur zum Spaß. Und seine Eltern finden das sogar toll, dass er das macht.“

Teuger seufzte. Der Junge war nicht nur schwer belehrbar, er war auch noch verdammt altklug. Und er konnte nicht einfach die Super Nanny von RTL anrufen. Eine stille Treppe war das Letzte, was jetzt weiterhalf.

„Aber Ferdinand kann nur mit Bällen gut umgehen. Du kannst alles – außer vielleicht auf mich hören. Das ist ein gehöriger Unterschied.“

„Aber als Kind habe ich ein Recht darauf, Spaß zu haben“, schrie Immanuel auf. „Das sagen die im Fernsehen auch immer.“

Teuger brach innerlich zusammen. Wenn es noch eines Beispiels dafür bedurft hätte, dass Fernsehen die Kinder verzieht, dann wäre dieses einer. Fehlte nur noch, dass er damit drohte, dass ...

„Ich geh sonst zum Jugendamt“, rief Immanuel mit fester Stimme und er schien es wirklich ernst zu meinen.

Teuger musste lachen, versuchte es aber vor Immanuel zu verbergen. Schnell fing er sich wieder: „Oder zur Bildzeitung? Oder nach Karlsruhe? Oder nach Straßburg?“ Der fragende Blick von Immanuel beruhigte ihn.

Teuger sprang auf. „Ich hab eine Idee. Vor deiner Selbsteinweisung ins Heim hätte ich da noch jemanden, den ich dir gerne vorstellen würde. Komm, wir fahren nach Kiel.“

Immanuel machte aus seiner Widerwilligkeit keinen Hehl, kam aber mit.

20 Minuten später standen sie vor einer Kirche in unmittelbarer Nähe zu einer der vielbefahrensten Straßen des Landes und in Sichtweite zu einem Fußballstadion. Das Gotteshaus strahlte den Charme eines funktionalen Realismusses der Nachkriegszeit aus: ‚Wir hatten nicht viel Geld, deshalb ist es Baukunst‘. Beton prägte das Erscheinungsbild.

Drinnen roch es muffig. Durch die geschlossene Flügeltür drang dumpf das Ende einer Morgenpredigt. Das Wort „Kollekte“ war zu hören, dann öffnete sich das Portal. Teuger und Immanuel machten einen Schritt zur Seite, um die einzige Zuhörerinnen vorbeizulassen. Die ältere Dame bahnte sich mühsam den Weg durch den Vorraum und wäre beinahe über einen Aufsteller mit selbstgemachten Postkarten des örtlichen Kindergartens gestolpert. „Kann ich Ihnen helfen?“ rief ihr Teuger hinterher. Aus dem vollständigen Ausbleiben einer Reaktion schloss er, dass sie kaum noch etwas zu hören schien.

„Frau Tussner. 91 Jahre alt und in den 50er bis 70er Jahren mal wegen

mehrfachen Mordes im Gefängnis gewesen. Sie muss mal eine Schönheit gewesen sein, denn die Männer sind reihenweise auf sie reingefallen. Irgendwann hat sie es wohl mal mit der Masche Heirat-Testament-Mord übertrieben ... Aber sie ist seit zehn Jahren regelmäßiger Besucher meiner Morgenshow. Und da sie praktisch blind und taub ist, könnte ich bei der Predigt auch aus dem Telefonbuch vorlesen. Was ich natürlich niemals machen würde ... niemals ... natürlich nicht ...“ Der Mann mit dem schwarzen Umhang lachte verschmitzt auf. Er war durch einen Nebeneingang zu ihnen getreten. „Wenn das nicht mein alter Freund Jo Teuger ist. Mein Gott, wie lange warst du nicht mehr hier?“ „5 Jahre“, antwortete Teuger, ohne eine Miene zu verziehen. „Du dürftest dich daran erinnern. Ich war derjenige, der eine Predigt von dir vollständig gehört hat, ohne einzuschlafen.“ Doch dann konnte auch er seine Begeisterung über das Wiedersehen nicht mehr zurückhalten. Laut jauchzend lagen sich beide in den Armen.

Dann wandten sie sich Immanuel zu.

„Das ist Heinz Mehrmann. Pastor Heinz Mehrmann“, erklärte Teuger.

„Wir haben zusammen studiert.“

Der Vorgesetzte nickte Immanuel aufmunternd zu. „Jo will mich ärgern. Natürlich waren wir mehr als nur Studienkollegen. Wir waren enge Freunde. Wirklich enge Freunde. Wir haben fast alles zusammen gemacht. Auch später noch. Man war das eine schöne Zeit.“

Teuger wich dem Lächeln Mehrmanns aus. Seine Stimme wurde hart:

„Du musstest ja alles kaputt machen ...“

Mehrmann blieb gelassen. „Wir haben das vor so langer Zeit ausdiskutiert. Ich habe mich mehr als einmal entschuldigt und zugegeben, dass ich falsch gehandelt habe. Du hast mir nach mehreren Jahren des Schweigens verziehen. Lass uns nicht alte Wunden wieder aufreißen. Sie hätte es nicht gewollt ...“

Teuger schnaufte dreimal kräftig durch. „Woher willst du wissen, was sie gewollt hätte? Das mit euch ging doch nur einige Wochen. Und nun ...“

Mehrmann wandte sich demonstrativ Immanuel zu. „Entschuldige bitte,

dass sich Erwachsene manchmal so aufspielen. Insbesondere Männer sind eigentlich überhaupt nicht nachtragend. Zumindest tun sie nach außen hin so. Aber das ist quatsch. Sie sind nur geduldiger als Frauen und können länger auf den passenden Moment warten.“

Immanuel nickte. Er verstand nichts. Ihm war völlig unklar, was er hier sollte und weshalb sich diese Männer stritten. Er begann zu frösteln.

„Oh, wie unhöflich von mir“, sagte Mehrmann. Kommt doch rein ins Haus. Da ist es wärmer.“

Erführte sie durch einen engen Gang, der die Kirche mit dem Gemeindehaus verband. Sie setzten sich auf ein abgewetztes und durchgesehenes Sofa. Mehrmann stellte drei kleine Discounter-Wasserflaschen auf den Tisch.

„Die Kaffeemaschine ist defekt ...“, erklärte er.

Teuger hatte sich wieder gefangen. Seine Gesichtszüge wurden sanfter.

„Es ist schön, dich wiederzusehen.“

Mehrmann nickte ihm zu.

„Und du bist ...“, sprach er Immanuel an.

„Immanuel“, antwortete Immanuel eilig, als könnte das Treffen hierdurch um so schneller vorbei gehen. Der Mann vor ihm wirkte zwar sympathisch, was aber nichts daran änderte, dass ihm die Situation unangenehm war. Er hatte bisher nicht viel mit Pastoren zu tun gehabt. Sie kamen ihm vor wie aus einer anderen Welt und damit waren sie unberechenbar.

„Was für ein schöner und bedeutsamer Name.“ Und zu Teuger gewandt:

„Ist er dein ...“

„Nein!“ Teugers Stimme wurde lauter. „Er ist mein Schüler.“

Mehrmann sah beide verdutzt an. „Du bist jetzt Lehrer?“

„Klavierlehrer.“

„Klavierlehrer?“

„Klavierlehrer!“

„Du konntest doch nicht einmal Blockflöte ...“

„Na und? Jetzt bin ich eben Klavierlehrer. Ich hab es mir nicht ausgesucht.“

Mehrmann legte seine Stirn in Falten und ließ es für den Moment dabei bewenden. „Und nun willst du deinem Schüler mal eine Orgel zeigen?“

Er versuchte das Gespräch wieder in geordnete Bahnen zu lenken.

„Nein.“

„Sondern?“

„Ich brauche deine Hilfe. Immanuel ist nicht richtig ausgelastet.“

Immanuel zuckte bei der Nennung seines Namens zusammen.

Mehrmann musterte den Jungen. „Wie du weißt, bin ich auch vollkommen unmusikalisch. Würde ich die Lieder wirklich mitsingen, dann wäre die Kirche sogar zu Weihnachten leer. Vor zwei Wochen habe ich mit meinem Neffen so ein Singspiel auf seiner Spielkonsole gespielt und das Gerät hat bei meinem Part ständig gemeckert, dass das Mikrofon angeblich nicht richtig angeschlossen sei, weil er keine Noten erkennen konnte. Dabei hat es bei allen anderen geklappt ...“

„Das ist erschütternd und traurig“, mimte Teuger den Mitfühlenden.

„Aber es geht nicht um Musik. Es geht um kleine gute Taten. Du weißt doch, was hier in Kiel so los ist und wo es hakt. Immanuel hat, wie soll ich es ausdrücken, etwas viel Energie. Und die soll er am besten in etwas Gutes einbringen. Nichts Großes. Das kommt später. Eben so kleine Dinge.“

Mehrmann sah ihn verständnislos an. „Ich soll ihn in unsere Kinder-Bibel-Gruppe aufnehmen?“

„Nein. Er soll einfach nur Aufgaben bekommen. Mehr nicht.“

„So etwa wie bei alten Leuten den Rasen mähen?“

Immanuel sah Teuger Hilfe suchend an. Dieser übersah es bewusst.

„Klingt schon gut. Aber ich denke, wir können ihm etwas mehr zumuten.“

„Rollstühle schieben?“

„Hmmm ...“, Teuger strich sich um sein Kinn. „Kannst du ein Geheimnis bewahren?“

Mehrmann zuckte mit den Achseln. „Klar. Was hat der Junge denn ausgefressen?“

„Er hat Lehrer in die Wüste geschickt.“

„Oh ... du meinst ...“

„Ich meine es, wie ich es gesagt habe.“ Teuger sah Immanuel vorwurfsvoll an, der wiederum schuldbewusst zur Decke starrte.

„Welche Wüste war es denn?“ Mehrmann gab die Hoffnung auf

irgendetwas Sinnvolles in diesem Gespräch nicht auf.

„Jemen.“

„Ach.“ Nun wurde es ihm zu bunt. „Du hattest jetzt deinen Spaß. Könntest du mir bitte erklären, was los ist?“

„Immanuel ist Gottes Sohn und Gott hat mich gebeten, auf ihn aufzupassen.“

„Oh ...“ Mehrmann wurde rot im Gesicht. „Wie schön ... ich meine ... ich finde es reicht jetzt.“

„Es stimmt aber. Klingt seltsam. Ich weiß. Und nun habe ich da ein göttliches Kind, das gerade seine Fähigkeiten entdeckt und Lehrer mehrere tausend Kilometer weit weg teleportiert. Und sein Vater versucht mir das in die Schuhe zu schieben.“

Mehrmann blieb still.

„Und sag jetzt nicht, die Wege des Herren seinen unergründlich“, ergänzte Teuger.

Mehrmann machte ein paar Schritte auf die Tür zu. „War schön, dass ihr mich besucht habt. Zumindest sagt man so etwas doch höflicherweise, wenn man jemanden loswerden will. Ich hab leider zu tun. Heute Nachmittag ist Konfirmandenstunde und da muss ich noch einiges vorbereiten. Besucht mich doch mal wieder ... irgendwann mal ...“ Wie ein Einweiser auf einem Flughafen winkte er sie in Richtung Ausgang.

Immanuel sprang erleichtert auf. Teuger blieb sitzen.

So verharrte die Gruppe für über eine Minute. Niemand mochte als erster den Stehversuch beenden, lauernd auf die Reaktion der anderen.

Teuger traute sich als erster. Er seufzte.

Dann ging alles ganz schnell. Mehrmann brüllte ein energisches „Bis bald“, Teuger nickte Immanuel zu und Immanuel verstand.

Ein irritierter NASA-Astronaut starrte sie mit aufgerissenem Mund an. Alle drei verloren den Halt und begannen unkontrolliert durch den Raum zu schweben. Zum Glück kam schon wenige Zentimeter später die Hülle der Raumstation, von der sie einer nach dem anderen wie ein Watteball sanft abprallten. Teuger und Immanuel fanden als erste die Orientierung wieder und hielten sich an kleinen Ausbuchtungen fest. Mehrmann trieb

noch einige Minuten durch diesen Teil der Station der ISS, bis Teuger ihn am Fuß zu packen bekam und zu sich heranzog.

„Da lief gestern Abend im Fernsehen so ein Bericht ...“, entschuldigte sich Immanuel. „Den fand ich spannend.“

„Zum Glück war es kein Horrorfilm ... oder Porno“, flüsterte Teuger, während er Mehrmann in eine vermeintlich aufrechte Position bugsierte.

Der Astronaut hatte weder Position noch Gesichtszüge seit ihrer Ankunft verändert. Eine deutsche Flagge auf dem Arm deutete darauf hin, dass er ein Landsmann war. Teuger lächelte ihn entschuldigend an. „Kinder ...“ sagte er mit einem Achselzucken. „Ich denke mal, Raumkrankheit wäre die beste Erklärung, oder? Ich würde das an Ihrer Stelle nicht an die große Glocke hängen. Sonst dürfte das Ihr letzter Einsatz gewesen sein. Haben Sie mich verstanden?“ Der Astronaut mimte weiterhin die Schaufensterpuppe. Teuger reichte das als Zustimmung. „Gut.“

Mehrmann war da bedeutend schneller bei seiner Rekonfiguration der Sprachfähigkeit. „Wo sind wir?“ stammelte er.

„ISS. Weltraum. Unendliche Weiten.“ Teuger legte so viel Belanglosigkeit in seine Stimme wie möglich. „Kurz gesagt, ziemlich weit weg von Kiel. So ein göttliches Kind im Bekanntenkreis erspart den Treibstoffzuschlag beim Verreisen, nicht wahr.“ Er deutete zu Immanuel, der damit beschäftigt war, abwechselnd durch ein Fenster nach draußen zu schauen und irgendwelche Gegenstände anzustupsen.

„Ich denke, den Rest können wir zu Hause besprechen. Immanuel. Immanuel? Immanuel, lass den Herrn Astronauten los und bring uns nach Hause. Der mag das nicht, wenn du ihn so herumschubst.“ Seine Stimme wurde energischer. „Immanuel!“

Die plötzliche Rückkehr der Schwerkraft lastete wie ein Tonnengewicht auf ihnen, als sie zurück in die Sessel in Mehrmanns Gemeindehaus plumpsten.

„Danke“, stönte Teuger zu Immanuel gewandt. „Wenn man von der Geschichte mit dem Astronauten absieht, hast du das gut gemacht.“ Zum ersten Mal sah er Immanuel lächeln.

Auch Mehrmann fand seine Stimme wieder. „Ich glaub, ihr müsst mir einiges erklären.“

Das tat Teuger auch. Und mit jedem Satz wurden Mehrmanns Augen weiter. Immer wieder flüsterte er „oh mein Gott“.

## Kapitel 9

### Hackfleischsoße

Am nächsten Morgen waren Teuger und Immanuel pünktlich zum Ende der Morgenpredigt zurück in Kiel. Frau Tussner hatte gerade wort- und teilnahmslos die Kirche verlassen, da erkannte Mehrmann die beiden Besucher in der letzten Bank und winkte sie freudestrahlend zu sich heran.

„Schön, dass ihr da seid. Ich war mir heute Morgen nicht mehr ganz sicher, ob ich das alles nicht nur geträumt habe.“

Teuger nickte nur kurz und kam gleich zum Thema: „Ist dir etwas eingefallen, was wir dem Kleinen als erste Aufgabe geben können?“

Immanuel sah sich beim Altar etwas um und blieb vor einem Bildnis von der unbefleckten Empfängnis stehen.

Mehrmann bemerkte es. „Das ist ja praktisch Aufklärungsunterricht für Söhne Gottes ...“ Er grinste.

Teuger warf einen strafenden Blick auf Mehrmann. Der zuckte schuldbewusst zusammen. „Okay. Keine Scherze. Nur Gutes tun.“ Er pustete mehrfach aus wie ein 100-Meter-Läufer kurz vor dem Start. „Fangen wir doch ganz klein an. Immanuel?“

Der Angesprochene fuhr wie ertappt herum und riss dabei das Taufbecken um. Die metallene Schüssel schlug scheppernd auf dem Boden auf.

„Macht nichts“, sagte Mehrmann mit ruhiger Stimme. „Ist ja auch irgendwie dein Haus. Ich hab eine Aufgabe für dich. Wir geben immer mittags Essen aus für Obdachlose, hier im Gemeindehaus. Keine große Sache. Das wird auch immer ganz gut angenommen. Leider ist unsere Köchin, nun ja ..., ich will nichts Falsches über die rührige Frau Meier sagen, aber sie ist auch nicht mehr die Jüngste. Sie kocht eben sehr interessant, etwas gewöhnungsbedürftig. Trümmerfrau-Rezepte. Sehr einfach und funktional. Und immerhin nutzt sie das Budget nie ganz aus ... aber ...“

Teuger unterbrach. „Ich glaub, wir haben verstanden. Es schmeckt nicht.“

Mehrmann wirkte, als hätte man ihm eine schwere Bürde abgenommen.

„Ja. Es ist grauenvoll. Ein Wunder, dass überhaupt noch Leute vorbeikommen. Ich habe es einmal probiert und ... als Pastor hat man es auch nicht leicht ... den Brechreiz mit einem Lächeln überspielen und mit ansehen zu müssen, wie einem deswegen noch einmal ein Nachschlag auf den Teller geknallt wird.“ Seine Gesichtsfarbe wurde fahl. Die Erinnerung schien ihn zu übermannen.

Immanuel stupste ihn in die Seite. „Ich soll kochen?“

Mehrmann fing sich wieder. „Nun, ich weiß nicht, wie du es machst. Aber Jesus konnte doch auch Wasser in Wein verwandeln und solche Dinge. Dass er dazu stundenlang am Herd gestanden hätte, steht nicht in der Bibel. Ich dachte, vielleicht musst du nur an etwas Leckeres denken. Oder das Essen einmal scharf angucken. Keine Ahnung. Ich sollte mir ja nur eine Aufgabe ausdenken. Und da ist sie.“

„Klingt sehr gut“, unterstützte ihn Teuger und beide sahen Immanuel fragend an. Der zuckte mit den Achseln.

„Okay. Ich probiere es.“

Um 11 Uhr schleppte sich Frau Meier an ihnen vorbei ins Gemeindehaus. 20 Minuten später drang unangenehmer Geruch aus der Küche. Es stank nach aufgekochtem Erbrochenem.

Mehrmann lotste sie in einen Nebenraum. „Hier kann man es gerade noch aushalten. Die Essensausgabe beginnt um 12 Uhr.“

Die beiden Geistlichen schauten auf Immanuel. Der zuckte mit den Achseln.

„Aber du hast doch schon ganz andere Dinge gemacht“, fuhr ihn Teuger an. „Das hier ist doch viel einfacher als das in der Schule. Und es ist etwas Gutes. Du kannst Leute glücklich machen. Und sei es nur uns beide, wenn der Geruch verschwindet. Ist das nicht eine tolle Herausforderung?“

Immanuel blieb beim Achselzucken. „Die Sachen sind einfach passiert. Das war dann so.“

„Das war dann so?“ Teuger und Mehrmann sprachen gleichzeitig. Da begriff Teuger. „Oh.“

Der beißende Geruch erreichte auch den Nebenraum und riss sie aus

ihrer Starre.

„Kein Problem“, sagte Teuger. „Wir sind ja hier zum Lernen. Also Immanuel ist hier zum Lernen. Und wir geben einfach ein paar Tipps. Dann wird es auch hier passieren.“

Immanuel sah ihn erwartungsfroh an.

„Fangen wir doch systematisch an. Woran hast du gedacht, als du deine Lehrer teleportiert hast?“

„An nichts.“

„Aber an irgend etwas muss du doch gedacht haben.“

„Nö.“

„Gut, das ist doch ein Anfang“, log Teuger und Mehrmann starrte ihn mit großen Augen an.

„Lass uns einfach mal in die Küche gehen. Vielleicht fällt uns dort etwas ein“, schlug Teuger vor. Mehrmann schluckte.

Frau Meier war ganz offensichtlich nicht glücklich über den Besuch in ihrem Reich.

„Was wollen Sie denn hier?“ fuhr sie die Eindringlinge an. Der Gestank war bestialisch.

„Lassen Sie sich nicht stören“, beschwichtigte Mehrmann. „Ich wollte nur mal einem alten Freund die Küche zeigen.“

Frau Mehrmann wies auf den Jungen. „Und der da?“

„Der gehört dazu.“

„Kinder haben in meiner Küche nichts zu suchen. Die machen nur alles unordentlich und spucken aus Spaß ins Essen, wenn man gerade nicht hinsieht.“

Keinem im Raum, außer Frau Meier, machte diese Vorstellung bei dem aktuellen Verwesungsgeruch irgendeine Angst.

Mehrmann wiegelte mit sanfter Stimme ab. „Kein Problem. Wir bleiben einfach hier hinten in der Ecke stehen und sind auch gleich wieder weg.“ Er drängte die Besuchergruppe einige Meter hinüber zur Geschirrspülmaschine. Frau Meier murmelte noch etwas sehr Gehässiges vor sich hin und wandte sich dann wieder ihren Töpfen auf dem Herd zu.

„Und jetzt?“ flüsterte Mehrmann. „Vielleicht helfen irgendwelche wichtigen Gesten mit den Händen.“

„Wir sind doch hier nicht bei Harry Potter“, schnaufte ihn Teuger an.

Immanuel probierte es dennoch. Er gestikuliert wild in Richtung Frau Meier und den Töpfen und sprach dabei einige Blubber-Geräusche.

Es passierte nichts. Nur Frau Meier fuhr erbost herum. „Sind wir hier im Zirkus? Pastor Mehrmann ...“, es klang wie eine Drohung, „... das ist doch immer noch eine Kirche hier, oder?“

Mehrmann hob beschwörend beide Hände. „Aber Frau Meier ...“

Doch die Angesprochene kam gerade erst in Fahrt. „Hören Sie mir mal zu. Ich koche hier jetzt schon seit beinahe 15 Jahren. Habe ich mich jemals beschwert? Gab es jemals Grund zum Klagen?“ Mehrmann senkte schuldbewusst den Kopf. „Meinen Sie, ich hätte nichts Anderes zu tun? Ich mache das ja nicht für Sie, sondern für die armen Seelen da draußen. Die sollen es mal für ein paar Minuten gut haben. Und Sie kommen hier einfach rein und machen sich lächerlich über mich. Wollen Sie mich loswerden? Ist es das? Soll ich gehen? Wollen Sie mich rausekeln? Das können Sie haben. Soll doch der Rotzbengel kochen. Sie werden schon ...“ Dann war Frau Meier verschwunden.

Teuger und Mehrmann starrten zunächst auf den leeren Fleck vor dem Herd und dann Immanuel an. Der lächelte.

„Ich denke, das können wir schon unter der Rubrik ‚Gute-Tat‘ verbuchen“, erklärte Mehrmann sichtlich erleichtert von der Ruhe um sie herum. „Wo hast du sie hingeschickt?“

Immanuel lächelte weiter. „Zur Knorr-Familie!“

Teuger zuckte zusammen. „Aber die gibt es doch gar nicht.“

Das Lächeln wich Schuldbewusstsein. „Ups.“ Mehrmann kicherte.

Teuger sah zur Decke. Der Papa wird es schon richten.

„Egal. Wichtiger ist jetzt, wie du das gemacht hast.“

„Es ist einfach passiert“, erklärte Immanuel.

„Nichts passiert so einfach. Denk nach. Was hast du gefühlt?“

„Ich war genervt und fand die Frau ätzend.“

„Und dann?“

„Dann war sie weg.“

„Hmmm“, Teuger rieb sich wie Columbo um das Kinn. „Aber woher weißt du, dass sie zur Knorr-Familie gekommen ist?“

„Ich habe es gesehen. Sie landete in einem Berg von Tütensuppen.“

Teugers Gesicht hellte sich plötzlich auf. „Ich glaube, ich habe eine Idee.“

Mit einem Satz war er bei den verwaisten Töpfen. Er griff sich einen Löffel, tauchte ihn in eine der brodelnden Substanzen und reichte sie Immanuel hinüber. „Hier. Probier mal.“

Immanuel sah ihn angewidert an. „Nein. So etwas esse ich nicht.“

Teuger wurde streng. „Willst du lernen, wie man mit seinen Kräften umgeht oder nicht? Im Namen deines Vaters, du nimmst jetzt etwas davon.“

Immanuel machte einen Schritt zurück.

„Komm her“, fuhr ihn Teuger an, so dass selbst Mehrmann zusammenzuckte. Immanuel drückte sich so fest er konnte gegen die Wand „ISS ES!“

Der Gestank verschwand und der Geruch von perfekten Spaghetti Bolognese durchzog den Raum.

Teuger war mit sich zufrieden. „Gut gemacht“, sprach er nun ganz sanft.

Da klopfte es an die Küchentür und ein Mann um die 50 mit zotteligen Haaren und schmutzigem Pullover steckte den Kopf durch den Spalt.

„Gibt es bald was zu essen?“ grummelte er. Dann schnupperte er und Erstaunen breitete sich über sein Gesicht aus. „Ist die Meier krank?“

Mehrmann übergang die Frage. „Der Junge hat heute gekocht. Mögen Sie Nudeln mit Hackfleischsoße?“